



ROBERT SCHUMANN ALS ZWANZIGJÄHRIGER

Nach einer unbezeichneten Miniatur
im Robert Schumann-Museum, Zwickau

ROBERT SCHUMANN

Aus Kunst und Leben

VERLAG BENNO SCHWABE & CO.

KLOSTERBERG, BASEL

AUSGEWÄHLT UND EINGELEITET
VON WILLI REICH

PRINTED IN SWITZERLAND
COPYRIGHT 1945
BY BENNO SCHWABE & CO., KLOSTERBERG, BASLE

VORBEMERKUNG

«Licht senden in die Tiefe des menschlichen Herzens – des Künstlers Beruf!» Dieser Aphorismus, den Robert Schumann 1843 prägte, darf getrost auch jeder Befassung mit seinem eigenen Leben und Schaffen als Leitspruch vorangestellt werden. Er gilt in gleichem Maße für die nach strengen sittlichen Grundsätzen geregelte Gestaltung seines äußeren Daseins, wie für sein hohen Idealen zustrebendes Wort- und Tondichten; für den ersten musikschriftstellerischen Versuch des Achtzehnjährigen, wie für den letzten aus der Heilanstalt an Johannes Brahms gerichteten Brief; für das zarte und kraftvolle Ringen des Jünglings um die ihm hart und böswillig vorenthaltene Braut, wie für die innige Einfühlung des reifen Meisters in die Seelen seiner Kinder und der sich ihm anvertrauenden jungen Künstler. In ganz besonderem Maße gilt er aber für sein eigenes musikalisches Werk, das auch in seinen virtuosen, sich in knappen Formen aussprechenden Anfängen immer tiefsinnige, echt künstlerische Haltung zu wahren weiß, und das in den großen zyklischen Gebilden seiner Spätzeit erfüllt ist von dem mit unerhörter Glut beschworenen und in persönlichster Art weiterentwickelten Wesen seiner klassischen Vorbilder.

Diese geistige Welt in Schumanns eigenen Worten und in denen seiner gleichgestimmten Lebensgefährtin in leisen Umrissen wachzurufen, wird in diesem kleinen Buch versucht. Es will keine vollständige Biographie des Künstlers sein, sondern nur eine wohldokumentierte, unmittelbar faßliche Darstellung der wichtigsten Aspekte seiner menschlichen Entwicklung. Aus den langsam aufdämmernden, von Jean Paul beherrschten dichterischen Anfängen über

die entscheidende Hinwendung zur Musik führt es in den beiden ersten Abschnitten zur vollen Ausbildung des Romantikers par excellence. Dieser findet die ihm gemäßeſten literariſchen und muſikaliſchen Ausdrucksformen in dem etwas ſpielerisch mit allerlei Geheimniſſen umgebenen «*Dauidsbund*»; in jener nur in Schumanns Phantasia vereinsmäßig konſtituierten muſikaliſchen «*Fortschrittsparthei*», deren reale künſtleriſche Ziele er in der von ihm begründeten «*Neuen Zeiſchrift für Muſik*» literariſch, in ſeinem gleichzeitigen kompoſitoriſchen Schaffen auch muſikaliſch vertritt, und in die er alle ihm irgendwie Naheſtehenden ohne weiteres aufnimmt. Das Zweigetiſtern Floreſtan-Euſebius, in dem er ſich ſelbſt im *Dauidsbund* verkörperte, darf nicht nur als reizvolles, die Lebendigkeit der Darſtellung und die Romantik der Grundſtimmung erhöhendes Kuſtmittel angeſehen werden, es gibt auch die Erklärung für manche gefährliche Zerklüftung, die ſchon in jener Frühzeit in Schumanns Wirken als Kompoſiſt und ſchriftſteller ſichtbar wurde. — Sein Kampf um Clara, einer der wunderbarſten Liebesromane, die je gelebt wurden, vollzog ſich gleichzeitig mit dem ſtürmiſchen Aufſtieg des *Dauidsbündlers*. Wenn ihm hier ein eigener Abſchnitt gewidmet wurde, ſo geſchah dies vor allem deſhalb, weil ſein glückhafter Abſchluß für die folgende Lebensperiode des Künſtlers entſcheidend wurde. Von einer ſchönen und gemüthlichen häuſlichen Atmoſphäre umhegt, konnte Schumann nun faſt anderthalb Jahrzehnte in höchſter muſikaliſcher Produktivität verbringen. Die meiſten ſeiner großen Inſtrumental- und Vokalwerke entſtanden damals, während das Schaffen für Klavier allein und die Muſikſchriftſtellerei immer mehr

zurücktraten. Die aus jener Zeit dargebotenen Dokumente – meistens Briefen entnommen – sind zwar literarisch weniger durchgebildet als die früheren, dafür geben sie aber in ihrer gelassenen, manchmal sogar etwas philistriösen Art fast überall die endlich errungene Meisterschaft zu erkennen und sind in mancher Beziehung menschlich vielleicht noch bedeutsamer als die jugendfrischen Äußerungen des feurigen Florestan und des schwärmerischen Eusebius. – Der jähe Absturz in die geistige Nacht wurde anfangs vor allem aus der gewaltigen Überspannung von Schumanns Nerven durch das fieberhaft gesteigerte musikalische Schaffen erklärt; gegenwärtig sieht man in ihm nur das Endstadium einer jahrzehntelang an dem Künstler zehrenden, organisch bedingten Geisteskrankheit, die in mehreren früheren Depressions- und Erschöpfungsphasen (die erste 1833) ihre Schatten vorauswarf.

Die Gestaltung des Textes erfolgte nach den Brief- und Dokumentensammlungen von Clara, Eugenie und Alfred Schumann, Paul Bekker, F. Gustav Jansen, Friedrich Kerst, Martin Kreisig, Berthold Litzmann, Karl Storck, und nach den Schumann-Biographien von Walter Dahms und Joseph W. von Wasielewski; aus den beiden erst 1942 veröffentlichten und noch nicht in weitere Kreise gedruckten Werken über Schumann von Wolfgang Boetticher konnten mehrere bisher unbekannte, sehr merkwürdige Dokumente zitiert werden.

Willi Reich

I

AN DER SCHWELLE DES LEBENS

Älteste musikalische Erinnerungen

Freies Phantasieren, täglich viele Stunden. 1823: glückliche Verhältnisse mich außermusikalisch zu bilden. Liebe zum Freien, zur Natur. Reiselust. Sehnsucht in die Ferne. Verhältnis zur Dichtkunst. Deutsche Sprache. Lektüre, die deutschen Klassiker. Gedächtnis. In der freien Phantasie am stärksten. Fortreißendes Feuer meines Vortrags. Gänzlicher Mangel an Leitung fühlbar. Krankhafte Sehnsucht nach Musik und Klavierspiel, wenn ich lange nicht gespielt. Jean Paul-Schwärmerei. Auffassung der Musik überhaupt im Jean Paulschen Sinne als einer beglückenden Trösterin in einsamen Stunden. Mozart, Haydn, Beethoven – Gänzlicher Mangel an Gehör, Technik insbesondere, Theorie – Mozartsche Opern – die italienische Musik wollte keine Gnade finden. Höhere Eindrücke 1827: Aufnehmen des Jünglings unter Älteren –

Aus dem ersten Tagebuch

Jetzt aber kann ich ruhiger über alles nachdenken, und siehe, ich erkenne es klar, das Schicksal hat es doch gut gemacht. Ich war eine aufgeschäumte Woge, ich rief im Reigen: Warum muß gerade ich so von den Stürmen herumgeschleudert werden? Und wie der Sturm nachgelassen, da ward die Welle reiner und klarer, und ich sah, daß der Staub, der auf dem Boden lag, fortgerissen war, sie selbst

aber auf lichtem Sande schaukelte. Ich habe Ansichten und Ideen über das Leben bekommen, mit einem Worte, *ich bin mir heller geworden ...*

(1827)

Geburtstagswunsch des Achtzehnjährigen

Leipzig, den 25. November 1828.

Es ist das erste Mal, meine geliebte Mutter, wo ich Dir zu Deinem Geburtstage nicht selbst die Hand drücken kann, und doch feiere ich ihn so heilig, wie sonst, als ich noch als Kind Dir einen Blumenstrauß gab und schüchtern meine kindlichen Wünsche vorbrachte. Schlimm ist es, daß ich gerade diesen Tag nicht anders als mit Bitten um Verzeihung anfangen kann, ich meine, weil ich kein Gedicht gemacht habe. – Und nichtsdestoweniger schicke ich Dir doch ein Gedicht, einen Traum, eine Vision, oder wie Du es sonst nennen magst:

Ich schlummerte tiefbetrückt; Träume kamen und flohen wieder; endlich gestaltete sich ein Traum fest, weil mein Genius mir zurief: der Geburtstag der Mutter ist nahe – und das Paradies der Herzen lag blühend vor mir da. Zerrissene und zerknirschte Seelen flogen hin und her, und die geretteten und geheilten zitterten um sie, und trösteten sanft ihre Klagen. Da erscholl aus dem Osten eine tiefe Stimme, aber sie war sanft, wie eine Harmonikaglocke, und floß von den Herzen zu dem Herzen, und sie

fragte, welche Liebe liebt am tiefsten? – O, da bebten alle Seelen vor der süßen Frage zusammen und alle drängten sich heran und alle sprachen: «Meine». – Aeolsharfen begleiteten die Stimmen und die Morgenröte der Seligkeit ruhte über allen Blüten. Es klang noch einmal: Welche Liebe liebt am tiefsten? – Da traten die Herzen der *Freundschaft* hinzu und sagten: «Die Liebe der Freundschaft, denn sie liebt mild und unverkünstelt.» Da flog eine zerrissene Seele aus dem Westen hervor und sprach gedämpft, wie ihr eigenes Echo: «Ach! aber mich hat die Liebe der Freundschaft doch betrogen: denn sie war eigennützig.» Da bebten alle Herzen weinend auf und flohen vor der Antwort der zerrissenen Seele zurück. Die Stimme im Osten tönte noch einmal: O, welche Liebe liebt am tiefsten? – Da kamen die Herzen der *jugendlichen Liebe* und sagten: «Das Herz der Geliebten, denn es liebt am innigsten!» Und wie sie freudig so ausriefen und die bebenden Jugendherzen weiter an die schöne Erde und den leuchtenden Frühling der Jugendliebe dachten, da drängte sich ein zertretenes Herz aus dem Westen und klagte leise: «Auch diese nicht: denn die Geliebte gab mir nur Tränen des Schmerzes allein und mein Jugendherz verwelkte.» Da bebte es noch einmal im Osten auf, aber wie zürnend oder weinend, und die große Frage flog noch einmal durch das Paradies: O, liebt denn keine Liebe am tiefsten? – Da sprach ein einmal gesunkenes Herz, das wieder gerettet war: «Die *Mutterliebe*, denn sie liebt un-

eigennützig.» O, da trat keine Seele herzu, die sagte: Mich liebte auch diese nicht – und die Herzen kämpften einen sanften Streit und alle riefen: «Ja! das Mutterherz liebt am tiefsten!», und sie waren wieder froh und gedachten aller Muttertränen, die einst auf der Welt liebend, warnend und tröstend für sie geweint wurden. – Und die Blüten und die Blumen wogten dazu, und die Aeolsharfen klangen, und alle Harmonikas der Herzen tönten freudig: «Das Mutterherz liebt am tiefsten.»

– Mein Traum war aus, und wie ich erwachte, rief mein Herz getröstet aus: Ja, das Mutterherz liebt am tiefsten – und ich fühlte noch halb im Traume, wie eine andre Stimme in mir antwortete: Und das Kinderherz liebt ja so warm und innig wieder. –

Abschied von der ersten Geliebten

In Teplitz habe ich schöne Stunden mit meiner Mutter und an dem Grabe von Seume verlebt. Ein Kranz von Eichenlaub, den ich mir von seinem Grabe abschnitt, schmückt sein Bild, das ich vor mir hängen habe: in Teplitz wäre ich bald versucht worden, mich wieder zu vergessen und von neuem in Liddy. Sie war da, sprach mich überall freundlich an, machte Erklärungen auf Erklärungen. Einen Tag zuvor, ehe ich abreiste, luden mich Hempels ein, mit ihnen auszufahren. Ich saß neben Liddy in einem Wagen. Sie bat mich, ich möchte mit ihr einen steilen Berg, die Rosenberg genannt, *allein*

besteigen. Ich ging aus Höflichkeit – vielleicht auch aus Abenteuerlichkeit mit ihr. Ich zitterte, ich sprach nicht, sie war stumm. Endlich hatten wir den höchsten Punkt erstiegen. Denke Dir meine Gefühle, denke Dir, wie die ganze Natur blühend vor mir lag, eine Reihe von blauen Nebelbergen zog im Osten sich um den Horizont, im Westen sank die Sonne unter, der ganze Tempel der Natur lag weit und breit vor den trunkenen Augen. Wie eine Thetis hätte ich in diese Blumenströme fliegen und versinken mögen. Denke Dir, daß ein verblühtes Ideal in der Brust still wieder aufzukeimen begann; denke Dir, daß dieses verlorene Ideal *allein* an meiner Seite stand: wärest Du nicht auch versucht worden, Dein Sein zu verleugnen und zu gestehen, daß die Erde – schön sei? Und endlich, da die Sonne erst untergetaucht war und Frühlinge von blühenden Rosen aus dem sterbenden Strahle aufdämmerten, als die Höhen der Berge glühten, die Wälder brannten und die unermeßliche Schöpfung in sanfte Rosenmassen zerfloß, und da ich so hineinschaute in diesen Purpurozean, und Alles, Alles sich zu *einem Gedanken* formte, und ich den großen Gedanken der Gottheit dachte, und Natur, Geliebte und Gottheit entzückt vor mir standen und mich freundlich anlächelten – siehe – da zog, schnell wie ein Blitz, im Osten eine schwarze Wolke herauf – und sie zogen herauf – und sie ballten sich in die Höhe und ich ergriff Liddys Hand und sagte zu ihr: Liddy, so ist das Leben, und ich wies auf den schwärzlichen Purpur

am Horizonte – und sie sah mich wehmütig an und eine Träne glitt von ihrer Wimper. Flechsig – da glaubte ich's wiedergefunden zu haben das Ideal, und schweigend pflückte ich eine Rose – aber ein Donnerschlag und ein Blitzstrahl fuhr im Osten herauf, als ich sie ihr geben wollte – und ich nahm die Rose und zerpflückte sie – *jener Donnerschlag hatte mich aus einem schönen Traume aufgeweckt* – ich war wieder auf der Erde – Liddy saß noch vor mir, und die Träne schwankte noch trübe in dem blauen Auge – wehmütig sah sie in die wild heraufziehenden Wolkenmassen. «Das ist unser Leben», hätte ich nochmals sagen mögen. Stumm schieden wir von der Rosenberg – wir sprachen kein Wort mehr. – Als ich von ihr Abschied nahm, drückte sie mir noch heftig die Hand – und der Traum war aus – der Traum ist aus!! – Und das hohe Bild des Ideals verschwunden, *wenn ich an die Reden denke, die sie über Jean Paul führte*. Lasset die Toten ruhen! –

(Der Siebzehnjährige am 29. August 1827 an seinen Jugendfreund Emil Flechsig.)

Früheste Musikschriststellerei

Töne sind der feinste Stoff, welchen unser Geist in sich schließt, schon darum, weil man sich keine bildliche Darstellung von denselben machen kann. Allein sie sind auch die höchste Gabe der Gottheit, weil sie, ungeachtet ihres geisterhaften Wesens, doch so leicht verstanden und so allgemein begriffen wer-

den. – Jeder besitzt davon, ohne es zu wissen, weil der Ton eine reine Gefühlssache ist, und man sich nicht alles dessen klar und bestimmt bewußt ist, was man empfinden kann. Der Ton, als rein geistiges Wesen, wohnt vollkommen in dem Menschen. Und zwar: die einfachste und ungekünstelte Zusammenstellung mehrerer Töne wird immer den tiefsten und bleibendsten Eindruck auf die Gemüter hervorbringen, und angenommen, daß es Menschen gäbe, welche nie in ihrem Leben eine selbstgeborene Melodie empfunden, so ist das Wohlgefallen an einer fremden doch nichts als der Widerhall einzelner verwandter Anklänge des einzelnen innewohnenden Tones ... Musik ist das große unsichtbare Band, welches alle Geister vereint, weil unter allen Geistern ein harmonischer Einklang vorwaltet und in der Musik die Harmonie der gesellige Verein der Töne ist. Musik ist die Fertigkeit, laut zu fühlen, sie ist die Geistersprache des Gefühls, welche, verborgener noch als das Gemüt, aber diese mit diesem verwoben, im Innersten wohnt. Das Gemüt muß Schmerz und Freude zuerst empfinden – wie beim Klavier die Tasten berührt werden, ehe sie klingen, dann erst teilt sich das Gefühl dem schlummernden Tonreiche mit. So ist die Musik die geisterartige Auflösung unserer Empfindungen. Erst, wenn wir einen Schmerz oder eine Freude in seinem ganzen Umfange empfunden haben, dann erst regt sich es in der Tiefe –, das Geisterreich der Töne wird lebendig, im Gemüt aber wird es stiller und heller. Musik

beruhigt immer, wenn sie aus uns selbst kommt, während Freude uns aufregt, so wie Tränen unseren Schmerz erleichtern, bei anderen aber erst erzeugen. – Wer Töne hat, braucht keine Tränen, beide sind gleich viel – aufgelöste Empfindungen des Gemüts. Sonnenstäubchen werden erst durch den Lichtstrahl sehbar und verkörpert, Töne wachen auf, durch die Glut der Begeisterung. Töne sind das Echo des Gemütes, abends, wenn es stiller wird, schallt es am lautesten.

Wenn man nur so recht traulich und verbrüdet mit den Tönen verkehren könnte, dann gäbe es Überschuß genug für alle Betteleien des Lebens, denn die Musik ist ja die wahre Himmelsleiter, auf welcher unsere abgebrochenen Blüten und Zweige einen neuen, dauernden Bund mit dem fernen Jenseits schließen, sie ist die wahre Vermittlerin zwischen Einst und Jetzt, sie ist die Freundin der Künste, denn ihre Ideale wurzeln einzig in der Tiefe des Gemüts und in der Höhe des Geistes, und so ist sie auch die unabhängigste, freieste, denn sie ahmt keine Formen und keinen Verkehr des Irdischen nach, sie ist die lebendige Göttin des geistigen Seins. Sie ist unter den Künsten die reine, schuldlose Jungfrau, denn sie begeistert nur für das Erhabene und Gute, ihre Gluten führen auf keinerlei Ab- und Irrwege ... Da Phantasie in der Musik der Duft und Blumenhauch unserer aufgeregten Seele oder Ge-

mütes ist, so phantasieren wir auch des Abends am besten und liebsten – ganz im Widerspruche mit unseren übrigen Lebensverrichtungen – so wie die Blumen abends ihre Kelche schließen und doch am stärksten duften.

(Aus dem um 1828 entstandenen, Fragment gebliebenen Entwurf einer musikästhetischen Abhandlung, die den Titel führte: «Die Tonwelt. Aus dem Tagebuche der heiligen Cacilia».)

Jean Paul

Jean Paul nimmt noch den ersten Platz bei mir ein: und ich stelle ihn über Alle, selbst Schillern (Goethen versteh' ich noch nicht) nicht ausgenommen.

*

Auf meiner Rückreise über Bayreuth besuchte ich, durch die Güte der alten Rollwenzel, Jean Pauls Witwe und bekam von ihr sein Bild. Wenn die ganze Welt Jean Paul läse, so würde sie bestimmt besser, aber unglücklicher – er hat mich oft dem Wahnsinne nahe gebracht, aber der Regenbogen des Friedens und der menschliche Geist schwebt immer sanft über alle Tränen, und das Herz wird wunderbar erhoben und mild verklärt.

*

In allen meinen Werken spiegelt sich Jean Paul selbst ab, jedesmal in zwei Personen. Es ist Albanus

und Schoppe, Siebenkäs und Leibgeber, Vult und Walt, Gustav und Fenk, Flamin und Viktor. Nur der einzige Jean Paul konnte in sich selbst zwei solche verschiedene Charaktere verbinden. Verbindendes ist übermenschlich: aber er ist es doch immer selbst, harte Gegensätze, wenn auch nicht extreme, vereint er in seinen Werken und in sich und er ist doch nur allein. Jean Paul hat mich selten befriedigt, aber immer entzückt, ein Unbefriedigtsein ruht aber, wie die ewige Wehmut, in jeder Entzückung, aber nach der Entzückung wird es einem so wehmütig wohl, wie wenn ein Regenbogen am Himmel gestanden hätte.

(Aus Briefen und Aufzeichnungen des Achtzehnjährigen.)

Franz Schubert

... Schubert ist noch immer mein «einziger Schubert», zumal da er Alles mit meinem «einzigen Jean Paul» gemein hat; wenn ich Schubert spiele, so ist mir's, als läs' ich einen komponierten Roman Jean Paul's. Neulich spielt' ich sein vierhändiges Rondo op. 107, das ich mit zu seinen ersten Kompositionen zähle, oder vergleichen Sie mir etwas mit dieser ruhigen Gewitterschwüle und mit diesem ungeheuren, stillen, *gepreßten*, *lyrischen* Wahnsinn und mit dieser ganzen, tiefen, leisen, ätherischen Melancholie, die über dieses ganze *Wahrhaft-Ganze* schwebt ... Es gibt überhaupt, außer der Schubertschen, keine Musik, die so *psychologisch* merkwürdig

wäre in dem *Ideengang* und Ideenverbindung und in den *scheinbar* logischen Sprüngen, und wie Wenige haben so, wie er, eine einzige Individualität *einer* solchen unter sich verschiedenen *Masse von Tongemälden ausdrücken* können, und die Wenigsten soviel *für sich* und für ihr eignes Herz geschrieben. Was Andern ein Tagebuch ist, in dem sie ihre momentanen Gefühle etc. *niederlegen*, das war Schuberten so recht eigentlich das Notenblatt, dem er jede seiner Launen anvertraute, und seine ganze durch und durch musikalische Seele schrieb Noten, wenn andere Worte nehmen – nach meinem einfältigen Urteile.

(Am 6. November 1829 aus Heidelberg an Friedrich Wieck.)

Beethoven erscheint dem Jüngling

In mir ruhten alle Wünsche und Begierden. – Eine tiefe Stille, ein großes wellenloses Meer! Formlose Geisterschatten zogen mit ihren weißen klaren Gewändern wie ferne Segel über die weite endlose Fläche und winkten der einsamen Seele nach ihrer Heimat. Da gingen weiche, einzelne Töne wie Geisterhauch durch den großen Raum, und das Herz sehnte sich und strebte ihnen nach, und ein tiefer ernster Ton sprach dazwischen wie eine dunkle Verkündigung – und aus der Tiefe und aus der Höhe antworteten Stimmen, aber sie waren weit und redeten vom Jenseits. – Nun sprang das große Tor der Zukunft weit auf und alles zitterte und

bebe und seufzte, lauter und näher rollten die Donner und die Blitze leuchteten hell und das Herz fühlte sich so klein in diesem großen Streit! Da sprachen sanfte Stimmen das Gebet des Herrn und überwältigten den Donner. – Wie eine Morgenröte schifften Töne aus dem dunklen Chaos und legten sich warm und beruhigend an das erschrockene Herz, und ein heller, roter Morgen stand geschaffen über der jungen Erde.

(Aus «Die Tonwelt. Aus dem Tagebuche der heiligen Cäcilia», um 1828.)

Lebensentscheidung des Zwanzigjährigen

An die Mutter:

Heidelberg, den 30. Juli 1830, 5 Uhr morgens.

... Mein *ganzes Leben* war ein *zwanzigjähriger Kampf* zwischen Poesie und Prosa, oder nenn es Musik und Jus. Im praktischen Leben stand für mich ein ebenso hohes Ideal da, wie in der Kunst. – Das Ideal war eben das praktische Wirken und die Hoffnung, mit einem großen Wirkungskreise ringen zu müssen – aber was sind überhaupt für Aussichten da, zumal in *Sachsen*, für einen Unadeligen, ohne große Protection und Vermögen, ohne eigentliche Liebe zu juristischen Betteleien und Pfennigstreitigkeiten! In Leipzig hab ich unbekümmert um einen Lebensplan so hingelebt, geträumt und geschlendert, und im Grunde nichts Rechtes zusammengebracht; *hier* hab

ich mehr gearbeitet, aber dort und hier immer innig und inniger an der Kunst gehangen. Jetzt stehe ich am Kreuzwege, und ich erschrecke bei der Frage: Wohin? – Folg ich meinem Genius, so weist er mich zur Kunst, und ich glaube, zum rechten Weg. Aber eigentlich – nimm mirs nicht übel, und ich sage es Dir nur liebend und leise – war mirs immer, als verträtest Du mir den Weg dazu, wozu Du Deine guten, mütterlichen Gründe hattest, die ich auch recht gut einsah und die Du und ich die «schwankende Zukunft und unsicheres Brot» nannten. Aber was nun weiter? Es kann für den Menschen keinen größeren Qualgedanken geben als eine unglückliche, tote und seichte Zukunft, die er sich selbst vorbereitet hätte. Eine der früheren Erziehung und Bestimmung ganz entgegengesetzte Lebensrichtung zu wählen, ist auch nicht leicht und verlangt Geduld, Vertrauen und schnelle Ausbildung. Ich stehe noch mitten in der Jugend der Phantasie, die die Kunst noch pflegen und adeln kann; zu der Gewißheit bin ich auch gekommen, daß ich bei Fleiß und Geduld und unter gutem Lehrer binnen sechs Jahren mit jedem Klavierspieler wetteifern will, da das ganze Klavierspiel reine Mechanik und Fertigkeit ist; hier und da hab ich auch Phantasie und vielleicht Anlage zum eigenen Schaffen – nun die Frage: eins oder das andere? denn nur *Eines* kann im Leben als etwas Großes und Rechtes da stehen – und ich kann mir nur die eine Antwort geben: nimm dir nur ein Rechtes und Ordentliches

vor, und es muß ja bei Ruhe und Festigkeit durchgehen und ans Ziel kommen. In diesem Kampf bin ich jetzt heißer als je, meine gute Mutter, manchmal tollkühn und vertrauend auf meine Kraft und meinen Willen, manchmal bange, wenn ich an den großen Weg denke, den ich schon zurückgelegt haben könnte und den ich noch zurücklegen muß ... Blieb ich beim Jus, so müßte ich unwiderruflich noch einen Winter hierbleiben, um bei Thibaut die Pandekten zu hören, die jeder Jurist hören muß. Blieb ich bei der Musik, so muß ich ohne Widerrede von hier fort und wieder nach Leipzig. *Wieck* in Leipzig, dem ich mich gern ganz anvertraue, der mich kennt und meine Kräfte zu beurteilen weiß, müßte mich dann weiterbilden; später müßt ich ein Jahr nach Wien und, wär es irgend möglich, zu Moscheles gehen. Eine Bitte nur, meine gute Mutter, die Du mir vielleicht gern erfüllst. *Schreibe Du selbst an Wieck in Leipzig und frage unumwunden: was er von mir und meinem Lebensplan hält.*

... Daß dieser Brief der wichtigste ist, den ich je geschrieben habe und schreiben werde, siehst Du, und ebendeshalb erfülle meine Bitte nicht ungern und gib bald Antwort. *Zeit* ist nicht zu verlieren. – Lebe wohl, meine teure Mutter, und bange nicht. Hier kann der Himmel nur helfen, wenn der Mensch hilft.

Dein Dich innigstliebender Sohn

Robert Schumann

An die Mutter:

Heidelberg, den 22. August 1830.

Es war ein schöner Tag, der neunzehnte August, an dem ich Eure Briefe erhielt. Der ganze innere Mensch mußte hervortreten und eine ganze Zukunft in die Wagschale legen und die steigende wählen. Die Wahl ward mir nicht schwer, so ungeheuer auch der Schritt war, von dem mein ganzes künftiges Leben, mein Ruhm, mein Glück und vielleicht auch Eures abhängt. – Glaube mir, daß ich Dein ganzes Herz voll Liebe für mich zu schätzen weiß und daß ich durch Deine Zweifel tiefer in mich gegangen bin als vielleicht sonst. Aber sei auch überzeugt, daß ich in diesen Tagen meine ganze Vergangenheit an mir vorübergehen ließ, um einen Schluß für die Zukunft daraus zu ziehen.

Ich mag mein Herz mit meinem Kopf, Gefühl, Verstand, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Kräfte, Hoffnungen, Aussichten und alles fragen –: sie weisen mich zur Kunst hin von der frühesten Kindheit an bis jetzt. Gehe auch Du mein ganzes Leben, meine Kindheit, mein Knabenalter und den Jüngling durch und sage *offen*: wohin trieb mich mein Genius immer und immer? Denk an den großen Geist unseres guten Vaters, der mich *früh* durchschaute und mich zur Kunst oder zur Musik bestimmte.

Und schreibst Du nicht selbst noch in Deinem vorletzten Briefe, daß ich, der ich so innig an Dicht-

kunst, Natur und Musik hänge etc. – Beuge der Natur und dem Genius nicht vor, sie könnten sonst zürnen und sich auf ewig wenden.

Und nun gesetzt auch – ich will mich verleugnen – ich will eine Wissenschaft ergreifen, die ich nicht lieben, kaum achten kann – Mutter, was hab ich nun für Aussichten? was hab ich für einen Wirkungskreis? – welches Leben hab ich zu erwarten? – mit was für Menschen hab ichs bis in den Tod zu tun? Ist Sachsen ein Land, wo *bürgerliche* Verdienste nach Verdienst gewürdigt werden? – Weißt Du, was bei uns ein «*Von*» bedeutet? – Ist mein zukünftiger Wirkungskreis nicht ein ewiger, fataler Schlendrian von Raufereien und Viergroschenprozessen? Und hab ichs mit anderen Menschen zu tun, als mit Züchtlingsen und anderem Gesindel? – Und was hab ich nun davon? – wenn ichs weit bringe – einen Oberaktuarius in einer Landstadt mit 3000 Einwohnern und 600 Taler Gehalt – Mutter, geh einmal tief in Dich und in mein Herz ein und frage Dich ernst: ob ich dieses tote Einerlei ein ganzes Leben aushalten kann? ob Du mich von früh sieben bis abends sieben Uhr in der Ratsstube sitzend denken kannst? wie mir überhaupt die ewigen Komplimente stehen? – Endlich hat mir die Gottheit Phantasie und Kraft gegeben, dem Leben eine schönere und angenehmere Seite abzugewinnen, warum soll ich diese nicht wählen und warum gar verschleudern?

Laß mich eine Parallele ziehen – fürs erste ver-

traue ganz auf Wieck – Du kannst Ursache dazu haben. – Der Wegweiser zur *Kunst* spricht: wenn du fleißig bist, kannst du in drei Jahren am Ziel sein! Das *Jus* spricht: in drei Jahren kannst du's vielleicht zum Akzessisten mit der zweiten Zensur gebracht haben, bekommst auch 16 Groschen jährlichen Gehalt. Die *Kunst* fährt fort: die Kunst ist frei wie der Himmel: die ganze Welt ist ihr Hafen. Das *Jus* zuckt die Achseln und sagt: ich bin eine ewige Subordination vom Akzessisten bis zum Minister und gehe immer in Manschetten und Chapeau-bas. Die *Kunst* spricht weiter: ich wohne bei der Schönheit, und das Herz ist meine Welt und meine Schöpfung – ich bin frei und unendlich, komponiere und bin unsterblich etc. – Das *Jus* sagt ernsthaft: ich kann nichts bieten als Akten und Bauern, wenn es weit kommt, einen Totschlag – dann ist's aber auch eine Freude; neue Pandekten kann ich durchaus nicht edieren etc. – Auf andere niedrige Interessen geht mein Gespräch gar nicht ein; z. B. welches von beiden bessere Geldinteressen bringt, da sich die Antwort von selbst versteht.

Geliebte Mutter! ich kann Dir meine *durchgedachten* Gedanken nur schwach und flüchtig skizzieren; ich wollte, Du ständest jetzt vor mir und könntest in mein Herz sehen – Du würdest sagen: Verfolge die neue Bahn mit *Mut*, Fleiß und Vertrauen, und Du kannst nicht untergehen. – Gebt mir Eure Hände, Ihr Lieben, und laßt mich meinen Weg ruhig fortgehen – *wahrlich – Ihr und ich können jetzt*

*der Zukunft mit sicherer und festerer Miene in ihr Aug
sehen als früher.*

... Wiecks Vorschlag ist gut! Er sagt: «Robert soll es sechs Monate lang bei mir probieren.» Gut! fällt dann Wieck ein günstiges Urteil, nun, so fehlt es an Fortkommen und Ruhm sicherlich nicht. Hegt er nach diesen sechs Monaten aber nur den geringsten Zweifel, nun, so ist *ja auch nichts verloren*; ich kann noch ein Jahr studieren, mein Examen machen und habe immer nicht länger als vier Jahre studiert ... So lebe wohl, geliebte Mutter und Ihr geliebten anderen – und ist dies auch der letzte Brief, den ich aus dem schönen Heidelberg schreibe, so seht Ihr alle doch mich lieber arm und glücklich in der Kunst, als arm und unglücklich im Jus. Die Zukunft ist ein großes Wort. –

An Friedrich Wieck:

Heidelberg, den 21. August 1830.

Verehrtester meiner Lehrer!

Es hat lange gewährt, bis alle meine Ideen ruhiger und ebener geworden sind. Fragen Sie nicht, wie es nach Empfang der Briefe in mir tobte. Jetzt geht's schon eher. Mein erstes Gefühl war Mut und der Entschluß; der Atlas war zerdrückt, und ein Sonnenjüngling stand da und sah bedeutend nach Osten. Beuge der Natur nicht vor; der Genius könnte sich sonst auf ewig wenden. – Der Weg zur Wissen-

schaft geht über Alpen und über recht eisige, der Weg zur Kunst hat seine Berge, aber es sind indische, voller Blumen, Hoffnungen und Träume – so ging's ungefähr im ersten Augenblicke, nachdem ich Ihren und meiner Mutter Brief gelesen hatte. – Jetzt ist's bei weitem ruhiger ... Ich bleibe bei der Kunst, ich will bei ihr bleiben, ich kann es und muß es. Ich nehme ohne Tränen von einer Wissenschaft Abschied, die ich nicht lieben, kaum achten kann; ich blicke aber auch nicht ohne Furcht auf die lange Bahn hinaus, die zum Ziele führt, das ich mir jetzt vorgesteckt habe. Glauben Sie mir, ich bin bescheiden, habe auch viel Ursache, es zu sein; aber ich bin auch mutig, geduldig, vertrauensvoll und bildsam. Ich vertraue Ihnen ganz und gebe mich Ihnen ganz; nehmen Sie mich, wie ich bin, und haben Sie in allen Dingen Geduld mit mir. Kein Tadel wird mich niederdrücken, und kein Lob soll mich fauler machen. Etliche Eimer recht, recht kalter Theorie können mir auch nichts schaden und ich will ohne Mucksen hinhalten. Ich habe mit Ruhe und Aufmerksamkeit Ihre fünf «Aber» durchgegangen und mich überall streng geprüft, ob ich alles erfüllen kann. Verstand und Gefühl antworteten allemal: «ach natürlich» –

Verehrtester! nehmen Sie meine Hand und führen Sie mich – ich folge, wohin Sie wollen, und will nie die Binde vom Auge rücken, damit es nicht vom Glanze geblendet werde. Ich wollte, Sie könnten jetzt in mich sehen; es ist still drinnen, und um die

ganze Welt haucht jetzt ein leiser, lichter Morgen-
duft.

Vertrauen Sie denn auf mich; ich will den Na-
men, Ihr Schüler zu sein, verdienen. Ach! warum
ist man denn manchmal so selig auf der Welt, Ver-
ehrtester? Ich weiß es.

II

DER WERDENDE

Zum Tagebuch

Was mir in Gedanken ist, hier hast Du's, mein vertrautestes Mitding!

*

Du gute, gute Hottentottiana, die du alle stillen Freitage und alle Freuden- und Pfingsttage meiner Seele abspiegelst, – du wirst einst manche Träne abtrocknen, die fließen will. Du bist für keinen Menschen geschrieben, nur für mich und meine einsamen, glücklichen Herzensabende. Wer dich liest, er sei mild und menschlich, wie Jean Paul, es sind alle glücklichen Tränen treu nachgemalt, so treu und offen, *wie mein ganzes Herz der Welt und allen Menschen offen steht*, ach, ich war oft wohl trübe, recht zermalmt und zerknirscht, oh, da floh ich zu dir und die Seele weinte nicht mehr, weil sie reden und sprechen durfte.

*

Ich bin heute so von Gedanken voll, daß ich vor lauter Gedanken gar keine mehr finden kann.

*

Es ist bestimmt wahr, wo das Gefühl am lautesten spricht, wo das Herz überströmender, reiner Träume voll ist, da kann die kalte Hand nicht die Feder berühren, um aufzuzeichnen. Ich habe die

Erfahrung an mir selbst gemacht. Ist es nicht schöner, das Übermaß der schönen Stunden immer zu empfinden, immer an solche zu denken, als Tag für Tag aufzuzeichnen?

*

Wärmer kann ich nicht schreiben, wenn das Leben über mich strömt, und warum griff ich nach dir, Lebensbuch, wenn es still und tot ist? ... Was mir noch in Gedanken ist, hier hast du's, Buch, mein vertrautes.

(Tagebuchnotizen aus den Jahren 1828–1838.)

Opus 1 wird gedruckt

... Ich werde nämlich binnen Kurzem – Vater eines gesunden, blühenden Kindes, das ich noch in Leipzig in die Taufe heben möchte – das Kind¹⁾ erscheint bei Probst, der Himmel gebe, daß Du es verstehst mit seinen ersten Tönen der Jugend und des lebendigen Lebens. Wüßtest Du nur, was das für Freuden sind, die ersten Schriftstellerfreuden; kaum wird der Brautstand ihnen etwas nachgeben. Da hängt denn jetzt auch mein ganzer Herzenshimmel voll Hoffnungen und Ahnungen – so stolz, wie der Doge von Venedig mit dem Meere, vermähle ich mich nun zum erstenmal mit der großen Welt, die in ihrem ganzen Umfang die Welt und die Heimat

¹⁾ Op. 1. Thème sur le nom Abegg varié pour le Pianoforte.

des Künstlers ist. Ist es nicht ein befriedigend-schöner Gedanke, daß dieser erste Tropfen, der im großen Äther zerflattert, sich vielleicht an manches wunde Herz anlegen wird, um seinen Schmerz zu mildern und seine Wunde zu decken? ...

(Am 21. September 1831 an die Mutter.)

Ein Werk II

Eusebius trat neulich leise zur Türe herein. Du kennst das ironische Lächeln auf dem blassen Gesichte, mit dem er zu spannen sucht. Ich saß mit Florestan am Klavier. Florestan ist, wie du weißt, einer von jenen seltenen Musikmenschen, die alles Zukünftige, Neue, Außerordentliche schon wie lange vorher geahnt haben; das Seltsame ist ihnen im andern Augenblick nicht seltsam mehr; das Ungewöhnliche wird im Moment ihr Eigentum. Eusebius hingegen, so schwärmerisch als gelassen, zieht Blüte nach Blüte aus; er faßt schwerer, aber sicherer an, genießt seltener, aber langsamer und länger; dann ist auch sein Studium strenger und sein Vortrag im Klavierspiel besonnener, aber auch zarter und mechanisch vollendeter als der Florestans. Heute stand ihm aber dennoch eine Überraschung bevor. Mit den Worten: «Hut ab, ihr Herren, ein Genie», legte Eusebius ein Musikstück auf. Den Titel durften wir nicht sehen. Ich blätterte gedankenlos im Heft; dies verhüllte Genießen der Musik ohne Töne hat etwas Zauberisches. Überdies, scheint mir, hat jeder Kom-

ponist seine eigentümlichen Notengestaltungen für das Auge: Beethoven sieht anders aus auf dem Papier als Mozart, etwa wie Jean Paulsche Prosa anders als Goethesche. Hier aber war mir's, als blickten mich lauter fremde Augen, Blumenaugen, Basiliskenaugen, Mädchenaugen wundersam an: an manchen Stellen ward es lichter – ich glaubte Mozarts «Là ci darem la mano» durch hundert Akkorde geschlungen zu sehen. Leporello schien mich ordentlich wie anzublinzeln, und Don Juan flog im weißen Mantel vor mir vorüber. «Nun spiel's», meinte Florestan lachend zu Eusebius, «wir wollen dir die Ohren und uns die Augen zuhalten». – Eusebius gewährte; in eine Fensternische gedrückt, hörten wir zu. Eusebius spielte wie begeistert und führte unzählige Gestalten des lebendigsten Lebens vorüber; es ist, als wenn die Begeisterung des Augenblicks die Finger über das gewöhnliche Maß ihres Könnens hinaushebt. Freilich bestand Florestans ganzer Beifall, ein seliges Lächeln abgerechnet, in nichts als in den Worten, daß die Variationen etwa von Beethoven oder Franz Schubert sein könnten, wären sie nämlich Klaviervirtuosen gewesen – wie er aber nach dem Titelblatte fuhr, weiter nichts las als:

«Là ci darem la mano, varié pour le Piano-
forte par Frédéric Chopin, Oeuvre 2»

und wir beide verwundert ausriefen: «Ein Werk 2», und wie die Gesichter ziemlich glühten vom unge-

meinen Erstaunen, und außer etlichen Ausrufen wenig zu unterscheiden war als: «Ja, das ist einmal wieder etwas Vernünftiges – Chopin – ich habe den Namen nie gehört – wer mag es sein – jedenfalls ein Genie – lacht dort nicht Zerline oder gar Leporello» – so entstand freilich eine Szene, die ich nicht beschreiben mag. Erhitzt von Wein, Chopin und Hin- und Herreden gingen wir fort zum Meister Raro, der viel lachte und wenig Neugier zeigte nach dem Werk 2, «denn ich kenn' euch schon und euren neumodischen Enthusiasmus – nun bringt mir nur den Chopin einmal her.» Wir versprachen's zum andern Tag. Eusebius nahm bald ruhig gute Nacht, ich blieb eine Weile bei Meister Raro; Florestan, der seit einiger Zeit keine Wohnung hat, flog durch die mondhelle Gasse meinem Hause zu. Um Mitternacht fand ich ihn in meiner Stube auf dem Sofa liegend und die Augen geschlossen. «Chopins Variationen», begann er wie im Traume, «gehen mir noch im Kopfe um: gewiß», fuhr er fort, «ist das Ganze dramatisch und hinreichend Chopinisch, obgleich ich Paganinischen Vortrag und Fieldschen Anschlag in Eusebius' Spiel vermißt habe; die Einleitung, so abgeschlossen sie in sich ist – (kannst du dich auf Leporellos Terzensprünge besinnen?) – scheint mir am wenigsten zum Ganzen zu passen; aber das Thema – warum hat er es aber aus B geschrieben? – die Variationen, der Schlußsatz und das Adagio, das ist freilich etwas – da guckt der Genius aus jedem Takte. Natürlich, lieber

Julius, sind Don Juan, Zerline, Leporello und Masetto die redenden Charaktere – Zerlinens Antwort im Thema ist verliebt genug bezeichnet, die erste Variation wäre vielleicht etwas vornehm und kokett zu nennen – der spanische Grande schäkert darin sehr liebenswürdig mit der Bauernjungfer. Das gibt sich jedoch von selbst in der zweiten, die schon viel vertrauter, komischer, zänkischer ist, ordentlich als wenn zwei Liebende sich haschen und mehr als gewöhnlich lachen. Wie ändert sich aber alles in der dritten! Lauter Mondschein und Feenzauber ist darin; Masetto steht zwar von Ferne und flucht ziemlich vernehmlich, wodurch sich aber Don Juan wenig stören läßt. – Nun aber die vierte, was hältst du davon? – (Eusebius spielte sie ganz rein) – springt sie nicht keck und frech und geht an den Mann, obgleich das Adagio (es scheint mir natürlich, daß Chopin den ersten Teil wiederholen läßt) aus b-moll spielt, was nicht besser passen kann, da es den Don Juan wie moralisch an sein Beginnen mahnt. Schlimm ist's freilich und schön, daß Leporello hinter den Gebüschchen lauscht, lacht und spottet, und daß Hoboen und Klarinetten zauberisch locken und herausquellen, und daß das aufgeblühte B-dur den ersten Kuß der Liebe recht bezeichnet. Das ist nun aber alles nichts gegen den letzten Satz – hast du noch Wein, Julius? – das ist das ganze Finale im Mozart – lauter springende Champagnerstöpsel (das Ganze geht aus Champagner), klirrende Flaschen – Leporellos Stimme dazwischen, dann die

fassenden, haschenden Geister, der entrinnende Don Juan – und dann der Schluß, der schön beruhigt und wirklich abschließt.» Er habe, so beschloß Florestan, nur in der Schweiz eine ähnliche Empfindung gehabt wie bei diesem Schluß. Wenn nämlich an schönen Tagen die Abendsonne bis an die Gletscherspitzen rot und rosa hinaufklimme, dann zerflattere und zerfliege, so läge über alle Berge und Täler ein leiser Duft, aber der Gletscher stände ruhig, kalt und fest, wie ein Titane da, *wie aus Träumen erwacht*. «Nun erwache aber auch du zu neuen Träumen, Julius, und schlafe!» – «Herzens-Florestan», erwiderte ich, «diese Privatgefühle sind vielleicht zu loben, da sie bunt sind; aber so subjektiv sie dennoch bleiben und so wenig Absicht Chopin seinem Genius abzulauschen braucht, so beug' ich doch auch mein Haupt solchem Genius, seinem festen Streben, seinem Fleiße und seiner Phantasie». Hierauf entschliefen wir. Julius

(Die erste Musikkritik Schumanns. Veröffentlicht 1831.)

Der Redakteur

Zu Ende des Jahres 1833 fand sich in Leipzig, allabendlich und wie zufällig, eine Anzahl meist jüngerer Musiker zusammen, zunächst zu geselliger Versammlung, nicht minder aber auch zum Austausch der Gedanken über die Kunst, die ihnen Speise und Trank des Lebens war, – die Musik. Man kann nicht sagen, daß die damaligen musika-

lischen Zustände Deutschlands sehr erfreulich waren. Auf der Bühne herrschte noch Rossini, auf den Klavieren fast ausschließlich Herz und Hünten. Und doch waren nur erst wenige Jahre verflossen, daß Beethoven, C. M. von Weber und Franz Schubert unter uns lebten. Zwar Mendelssohns Stern war im Aufsteigen und verlauteten von einem Polen Chopin wunderbare Dinge, – aber eine nachhaltigere Wirkung äußerten diese erst später. Da fuhr denn eines Tages der Gedanke durch die jungen Brauseköpfe: Laßt uns nicht müßig zusehen, greift an, daß es besser werde, greift an, daß die Poesie der Kunst wieder zu Ehren komme! So entstanden die ersten Blätter einer neuen Zeitschrift für Musik. Aber nicht lange währte die Freude festen Zusammenhaltens dieses Vereins junger Kräfte. Der Tod forderte ein Opfer in einem der teuersten Genossen, Ludwig Schunke. Von den andern trennten sich einige zeitweise ganz von Leipzig. Das Unternehmen stand auf dem Punkt, sich aufzulösen. Da entschloß sich einer von ihnen, gerade der musikalische Phantast der Gesellschaft, der sein bisheriges Leben mehr am Klavier verträumt hatte als unter Büchern, die Leitung der Redaktion in die Hand zu nehmen, und führte sie gegen zehn Jahre lang bis zum Jahre 1844.

*

Wer den Künstler erforschen will, besuche ihn in seiner Werkstatt. Es schien notwendig, auch ihm

ein Organ zu verschaffen, das ihn anregte, außer durch seinen direkten Einfluß noch durch Wort und Schrift zu wirken, einen öffentlichen Ort, in dem er das Beste von dem, was er selbst gesehen im eignen Auge, selbst erfahren im eignen Geist, niederlegen, eben eine Zeitschrift, in der er sich gegen einseitige oder unwahre Kritik verteidigen könne, soweit sich das mit der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit überhaupt verträgt ... Künstler sind wir denn und Kunstfreunde, jüngere wie ältere, die wir, durch jahrelanges Beisammenleben mit einander vertraut und im wesentlichen derselben Ansicht zugetan, uns zur Herausgabe der Blätter verbunden. Ganz durchdrungen von der Bedeutung unseres Vorhabens, legen wir mit Freude und Eifer Hand an das neue Werk, ja, mit dem Stolz der Hoffnung, daß es als im reinen Sinn und im Interesse der Kunst von Männern begonnen, deren Lebensberuf sie ist, günstig aufgenommen werde. Alle aber, die es wohlmeinen mit der schönen Kunst der Phantasie, bitten wir, das junge Unternehmen mit Rat und Tat wohlwollend zu fördern und zu schützen!

*

Es bleibt noch übrig, uns über die Fortsetzung des kritischen Teils dieser Blätter zu erklären:

Das Zeitalter der gegenseitigen Komplimente geht nach und nach zu Grabe; wir gestehen, daß wir zu seiner Neubelebung nichts beitragen wollten. Wer

das Schlimme einer Sache nicht anzugreifen sich getraut, verteidigt das Gute nur halb. – Künstler, namentlich Ihr, Komponisten, Ihr glaubt kaum, wie glücklich wir uns fühlten, wenn wir Euch recht ungemessen loben konnten. Wir kennen die Sprache wohl, mit der man über unsere Kunst reden müßte – es ist die des Wohlwollens; aber beim besten Willen, Talente wie Nichttalente zu fördern oder zurückzuhalten, geht es nicht immer – *wohlwollend*.

In der kurzen Zeit unseres Wirkens haben wir mancherlei Erfahrungen gemacht. Unsere Gesinnung war vorweg festgestellt. Sie ist einfach, und diese: An die alte Zeit und ihre Werke mit allem Nachdruck zu erinnern, darauf aufmerksam zu machen, wie nur an so reinem Quelle neue Kunstschönheiten gekräftigt werden können, – sodann, die letzte Vergangenheit, die nur auf Steigerung äußerlicher Virtuosität ausging, als eine unkünstlerische zu bekämpfen, – endlich eine neue poetische Zeit vorzubereiten, beschleunigen zu helfen.

Ein Teil hat uns verstanden, eingesehen, daß Unparteilichkeit, vor allem lebendiges Mitinteresse die Beurteilungen leitete.

Ein zweiter hat gar nicht darüber nachgedacht und wohlgemut auf den Anfang vom Ende des alten Lieds gepaßt. Es wäre sonst rein unerklärlich, wie uns zugemutet wurde, Sachen zu besprechen, die für die Kritik eigentlich wie gar nicht existieren.

Ein dritter nannte unser Verfahren rücksichtslos, rigoristisch. Wir wollen der entgegengesetzten Weise

nicht gemeine, sondern die edelsten Gründe unterlegen, vielleicht den, daß unsere Kunstgenossen im allgemeinen äußerlich nicht gerade die reichsten sind, deren oft mühsam erworbenen Lebensbedarf man nicht noch durch Aufdecken einer freudlosen Zukunft verkümmern sollte, – oder den, daß es schmerzt, nach einem lange zurückgelegten Wege zu erfahren, daß man den unrechten eingeschlagen; denn wir wissen wohl, wie der musikalische und jeder Künstler ohne Schaden für seine Kunst etwas anderes, was ihm im bürgerlichen Leben einen Halt abgäbe, nicht treiben dürfe. Aber wir sehen nicht, was wir vor anderen Künsten und Wissenschaften voraus haben sollen, wo sich die Parteien offen gegenüber stehen und befehden, noch überhaupt, wie es sich mit der Ehre der Kunst und der Wahrheit der Kritik vereinbaren ließe, den drei Erzfeinden unserer und aller Kunst, den *Talentlosen*, dann den *Dutzendtalenten* (wir finden kein besseres Wort), endlich den talentvollen *Vielschreibern* ruhig zuzusehen. Glaube niemand, wir hätten z. B. etwas gegen gewisse Tagescelebritäten. Diese gelten, weil sie die Stellen, die ihnen vom mächtigen Zeitgenius bestimmt sind, vollkommen ausfüllen. So dann sind sie, wie man sich leider gestehen muß, die Kapitale, mit denen die Verleger, die doch auch da sein müssen, den Verlust, welchen sie oft bei Herstellung klassischer Werke tragen, in etwas decken. Aber drei Viertel von andern sind unecht, unwert veröffentlicht zu werden. Die Masse steckt bis an den

Kopf in Noten, verwirrt sich, verwechselt; dem Verleger, Drucker, Stecher, Spieler, Zuhörer wird unnütz Zeit genommen. Aber die Kunst soll mehr als ein Spiel, als ein Zeitvertreib sein.

(Zu der von Schumann 1834 in Leipzig gegründeten und bis 1844 geleiteten «Neuen Zeitschrift für Musik».)

Von den Davidsbündlern

Und hier sei noch eines Bundes erwähnt, der ein mehr als geheimer war, nämlich nur in dem Kopf seines Stifters existierte, der Davidsbündler. Es schien, verschiedene Ansichten der Kunstanschauung zur Aussprache zu bringen, nicht unpassend, gegensätzliche Künstlercharaktere zu erfinden, von denen *Florestan* und *Eusebius* die bedeutendsten waren, zwischen denen vermittelnd *Meister Raro* stand. Diese Davidsbündlerschaft zog sich wie ein roter Faden durch die Zeitschrift, «Wahrheit und Dichtung» in humoristischer Weise verbindend. Später verschwanden die von den damaligen Lesern nicht ungern gesehenen Gesellen ganz aus der Zeitung, und von der Zeit an, wo sie eine «Peri» in entlegene Zonen entführte, hat man von schriftstellerischen Arbeiten von ihnen nichts wieder vernommen.

*

Der Davidsbund ist nur ein geistig romantischer, wie Sie längst gemerkt haben. Mozart war ein eben

so großer Bündler, als es jetzt Berlioz ist, Sie es sind, ohne gerade durch Diplom dazu ernannt zu sein. Florestan und Euseb ist meine Doppelnatur, die ich wie Raro gern zum Mann verschmelzen möchte. Das andre darüber steht in der Zeitung. Die andern Verschleierten sind *zum Teil* Personen; auch vieles aus dem Leben der Davidsbündler aus dem wirklichen.

*

«Und nun spiele, Zilia! Ich will mich ganz untertauchen in den Tönen und nur zuweilen mit dem Kopf vorgucken, damit ihr nicht meint, ich wär' ertrunken an der Wehmut; denn Tanzmusik stimmt schmerzlich und schlaff, wie umgekehrt Kirchenmusik froh und tätig, wenigstens mich», sprach Florestan, während Zilia schon in der ersten Keßler'schen Polonaise schwebte. «Freilich wär' es schön», fuhr jener fort, halb hörend, halb sprechend, «ein Dutzend Davidsbündlerinnen machten den Abend zum unvergeßlichen und umschlängen sich zu einem Grazienfest. Jean Paul hat schon bemerkt, wie Mädchen eigentlich nur mit Mädchen tanzen sollten (wo es dann freilich manche Brautfeste weniger gäbe), und Männer (setz' ich hinzu) überhaupt nie.» – «Geschähe es aber dennoch», fiel Eusebius ein, «so müßte man beim Trio zu der Davidsbündlerin sagen: So einfach bist auch du und so gut! – und beim zweiten Teil wäre sehr zu wünschen, daß sie den Blumenstrauß fallen ließe, um

ihn im Fluge aufheben und aufsehen zu dürfen ins dankende Auge.» Dies alles aber stand mehr in Eusebs seinem und in der Musik, als er es geradezu wörtlich sprach ...

Zilia hielt vier leise Mondschein-Akkorde¹⁾ aus. Alle horchten aufmerksam. Auf dem Flügel lag aber ein Rosenzweig (Florestan hat an der Stelle der Leuchter immer Vasen mit Blumen), der von der Erschütterung nach und nach auf die Tasten gegliitten war. Wie nun Zilia nach einem Baßton haschte, berührte sie ihn zu heftig und hielt inne, weil der Finger blutete. Florestan fragte, was es wäre? – «Nichts», sagte Zilia, – «wie diese Walzer sind's noch keine großen Schmerzen, und nur Blutstropfen von Rosen hervorgelockt.» Die aber dieses sagte, möge nie andre kennen lernen! ...

Erste Walzer von Franz Schubert, kleine Genien, die ihr nicht höher über der Erde schwebt als etwa die Höhe einer Blume ist, – zwar mag ich den Sehnsuchtswalzer, in dem sich schon hundert Mädchen-gefühle abgebadet, und auch die drei letzten nicht, die ich als ästhetischen Fehler im Ganzen ihrem Schöpfer nicht verzeihe; – aber wie sich die übrigen um jenen herumdrehn, ihn mit duftigen Fäden mehr oder weniger einspinnen, und wie sich durch alle eine so schwärmerische Gedankenlosigkeit zieht,

¹⁾ Anfang der «Valse romantiques», op. 4, von Clara Wieck. «Zilia» war Claras Name im Davidsbund; auch mit der früher erwähnten «Peri» war sie gemeint.

daß man es selbst wird und beim letzten noch im ersten zu spielen glaubt, – ist gar gut.

Dagegen tanzt freilich in den «Deutschen Tänzern» ein ganz anderer Fasching. «Und trefflich wär's», schrie Florestan dem Fritz Friedrich ins Ohr, «du holtest deine Laterna magica und schattetest den Maskenball an der Wand nach.» – Der mit Jubel fort und wieder da. – Die folgende Gruppe gehört zu den lieblichsten. Das Zimmer matt erleuchtet – am Klavier Zilia, die verwundende Rose in den Locken – Eusebius im schwarzen Sammetrock über den Stuhl gelehnt – Florestan (desgleichen) auf dem Tisch stehend und ciceronesierend – Serpentin, Walts Nacken umschlingend mit den Beinen und manchmal auf und ab reitend – der Maler à la Hamlet, mit Stieraugen seine Schattenfiguren auskramend, von denen einige spinnenbeinige schon von der Wand zur Decke liefen ...

Mitten aber im Walzer sprang Florestan vom Tische zur Tür hinaus. Man war so etwas an ihm gewohnt. Auch Zilia hörte bald auf und die Andern zerstreuten sich hierhin und dorthin. – Florestan pflegte nämlich oft mitten im Augenblick des Vollgenusses abzubrechen, vielleicht um dessen ganze Frische und Fülle mit in die Erinnerung zu bringen. Diesmal erreichte er auch, was er wollte, – denn erzählen sich die Freunde von ihren heitersten Abenden, so gedenken sie allemal des achtundzwanzigsten Dezembers 1835.

*Aus Meister Raros, Florestans und Eusebius' Denk- und
Dicht-Büchlein*

Musik redet die allgemeinste Sprache, durch
welche die Seele frei, *unbestimmt* angeregt wird; aber
sie fühlt sich in ihrer Heimat.

Florestan

*

Der Künstler sollte freundlich, wie ein griechi-
scher Gott, mit den Menschen und dem Leben ver-
kehren; nur wenn es ihn zu berühren wagte, möge
er verschwinden und nichts als Wolken zurück-
lassen.

Florestan

*

In jedem Kinde liegt eine wunderbare Tiefe.

Florestan

*

Das ist der Fluch des Talents, daß es, obgleich
sicherer und anhaltender arbeitend als das Genie,
kein Ziel erreicht, während das Genie längst auf der
Spitze des Ideals schwebt und sich lachend oben
umsieht!

Eusebius

*

Das Talent arbeitet, das Genie schafft.

Florestan

*

Das Unglück des Nachahmers ist, daß er nur das Hervorstechende sich anzueignen, das Eigentlich-schöne des Originals aber nachzubilden, wie aus einer natürlichen Scheu, sich nicht getraut.

Eusebius

*

Wir wären am Ziel? – wir irren! Die Kunst wird die große Fuge sein, in der sich die verschiedenen Völkerschaften ablösen im Singen.

Florestan

*

Die Antichromatiker sollten bedenken, daß es eine Zeit gab, wo die Septime ebenso auffiel, wie jetzt etwa eine verminderte Oktave, und daß durch Ausbildung des Harmonischen die Leidenschaft feinere Schattierungen erhielt, wodurch die Musik in die Reihe der höchsten Kunstorgane gestellt wurde, die für alle Seelenzustände Schrift und Zeichen haben.

Eusebius

*

Das Wort «*spielen*» ist sehr schön, da das Spielen eines Instrumentes eins mit ihm sein muß. Wer nicht mit dem Instrument spielt, spielt es nicht.

Eusebius

*

Verzeiht den Irrtümern der Jugend! Es gibt auch Irrlichter, die dem Wanderer den rechten Weg zeigen, den nämlich, den die Irrlichter nicht gehen.

Florestan

*

Die erste Konzeption ist immer die natürlichste und beste. Der Verstand irrt, das Gefühl nie.

Raro

*

Eine Zeitschrift für «zukünftige Musik» fehlt noch. Als Redakteure wären freilich nur Männer, wie der ehemalige blind gewordene Kantor an der Thomasschule und der taube in Wien ruhende Kapellmeister passend.

Florestan

*

Bebt ihr nicht zusammen, ihr Kunstschächer, bei den Worten, die Beethoven auf seinem Sterbebette sprach: «Ich glaube erst am Anfang zu sein.» Oder wie Jean Paul: «Mir ist's, als hätt' ich noch nichts geschrieben.»

Florestan

*

Und so laßt uns denn jenen hohen Geist (Beethoven) lieben, der mit unaussprechlicher Liebe herabsieht auf das Leben, das ihm so wenig gab. Ich fühle, wir sind ihm heute näher gewesen als sonst.

Jünglinge, ihr habt einen langen, schweren Gang vor euch. Es schwebt eine seltsame Röte am Himmel, ob Abend- oder Morgenröte weiß ich nicht. Schafft für's Licht!

Raro

(Notiert um 1830.)

Dreimal Beethoven

Die vier Ouvertüren zu Fidelio: Mit goldener Schrift sollte es gedruckt werden, was das Leipziger Orchester am letzten Donnerstag ausgeführt: sämtliche vier Ouvertüren zu Fidelio nacheinander. Dank euch, Wiener von 1805, daß euch die erste nicht ansprach, bis Beethoven in göttlichem Ingrimme eine nach der andern hervorwühlte. Ist er mir je gewaltig erschienen, so an jenem Abend, wo wir ihn besser als je in seiner Werkstatt, – bildend, verwerfend, abändernd, – immer glühend und heiß, bei der Arbeit belauschen konnten. Am riesigsten zeigte er sich wohl beim zweiten Anlauf. Die erste Ouvertüre wollte nicht gefallen; halt, dachte er, bei der zweiten soll euch das Denken vergehen, – und setzte sich von neuem an die Arbeit, und ließ das erschütternde Drama an sich vorübergehen, und sang die großen Leiden und die große Freude seiner Geliebten noch einmal; sie ist dämonisch, diese zweite, im einzelnen wohl noch kühner als die dritte, die bekannte große in C-dur. Denn auch jene genügte ihm nicht, daß er sie wieder bei Seite legte

und nur einzelne Stücke behielt, aus denen er, beruhigter schon und künstlerischer, jene dritte formte. Später folgte noch jene leichtere und populärere in E-dur, die man gewöhnlich im Theater zur Eröffnung hört. – Das ist das große Vier-Ouvertürenwerk; ähnlich wie die Natur bildet, sehen wir in ihm zuerst das Wurzelgeflecht, aus dem sich in der zweiten der riesige Stamm hebt, seine Arme links und rechts ausbreitet, und zuletzt mit leichterem Blüthengebüsch schließt.

*

Florestan
(1840)

«*Die Wut über den verlorenen Groschen*»: Etwas Lustigeres gibt es schwerlich, als diese Schnurre. Hab' ich doch in einem Zug lachen müssen, als ich's neulich zum erstenmale spielte. Wie staunt' ich aber, als ich beim zweiten Durchspielen eine Anmerkung las des Inhalts: dieses unter L. v. Beethovens Nachlasse gefundene Capriccio ist im Manuskripte folgendermaßen betitelt: «*Die Wut über den verlorenen Groschen, ausgetobt in einer Caprice*». – O, es ist die lebenswürdigste, ohnmächtigste Wut, jener ähnlich, wenn man einen Stiefel nicht von den Sohlen herunterbringen kann und nun schwitzt und stampft, während der ganz phlegmatisch zu dem Inhaber oben hinaufsieht. – Aber hab' ich euch endlich einmal, Beethovener! – Ganz anders möchte ich über euch wüten und euch samt und sonders anfühlen mit sanfter Faust, wenn ihr außer euch

seid und die Augen verdreht und ganz überschwenglich sagt: Beethoven wolle stets nur das Überschwengliche, von Sternen zu Sternen flieg' er, los des Irdischen. «Heute bin ich einmal recht aufgeknöpft», hieß sein Lieblingsausdruck, wenn es lustig in ihm herging. Und dann lachte er wie ein Löwe und schlug um sich, – denn er zeigte sich unbändig überall. Mit diesem Capriccio schlag' ich euch. Ihr werdet's gemein, eines Beethoven nicht würdig finden, eben wie die Melodie zu «Freude schöner Götterfunken» in der d-moll-Symphonie, ihr werdet's verstecken weit, weit unter die Eroica! Und wahrlich, hält einmal bei einer Auferstehung der Künste der Genius der Wahrheit die Wage, in welcher dies Groschen-Capriccio in der einen Schale und zehn der neuesten pathetischen Ouvertüren in der andern lägen, – himmelhoch fliegen die Ouvertüren. Eines aber vor allem könnt ihr daraus lernen, junge und alte Komponisten, was vonnöten scheint, daß man auch manchmal daran erinnere: Natur, Natur, Natur!

*

(1835)

Fastnachtsrede von Florestan (gehalten nach einer Aufführung der Neunten Symphonie): Versammelte Davidsbündler, d. i. Jünglinge und Männer, die Ihr totschiessen sollet die Philister, musikalische und sonstige, vorzüglich die längsten! – Ich schwärme nie, Beste! – Wahrhaftig, ich kenne *die* Symphonie besser als mich. Kein Wort verlier' ich drüber. Es

klingt alles so totlebern darauf. Davidsbündler. Ordentliche Ovidische Tristien feierte ich, hörte anthropologische Kollegien. Man kann schwerlich wild über manches sein, schwerlich viele Satiren mit dem Gesichte malen, schwerlich tief genug als Jean Paul'scher Gianozzo im Luftballon sitzen, damit die Menschen nur nicht glauben, man bekümmere sich um selbige, so tief, tief unten ziehen zweibeinige Gestalten, die man so heißt, durch eine sehr enge Schlucht, die man allenfalls das Leben nennen könnte.

Ich ward toller und stiller. Und wie sie eifrig nachlasen im Text und endlich klatschten, da packte ich Eusebius beim Arm und zog ihn die hellen Treppen hinunter mit ringsum lächelnden Gesichtern. – Unten im Laternendunkel sagte Eusebius wie vor sich hin: «Beethoven – was liegt in diesem Wort! schon der tiefe Klang der Silben wie in eine Ewigkeit hineintönend. Es ist, als könne es kein anderes Schriftzeichen für diesen Namen geben.» – «Eusebius», sagte ich wirklich ruhig, «unterstehst du dich auch, Beethoven zu loben? Wie ein Löwe würde er sich vor euch aufgerichtet und gefragt haben: Wer seid ihr, die ihr das wagt? – Ich rede nicht zu dir, Eusebius, du bist ein Guter – muß denn aber ein großer Mann immer tausend Zwerge im Gefolge haben? Ihn, der so strebte, der so rang unter unzähligen Kämpfen, glauben sie zu verstehen, wenn sie

lächeln und klatschen? Sie, die mir nicht Rechen-
schaft vom einfachsten musikalischen Gesetz geben
können, wollen sich anmaßen, einen Meister im
Ganzen zu beurteilen? Diese, die ich sämtlich in die
Flucht schlage, laß' ich nur das Wort Kontrapunkt
fallen, – diese, die über Ausnahmen reden wollen,
deren Regeln sie nicht kennen, – diese, die an ihm
nicht das Maß bei sonst gigantischen Kräften, son-
dern eben das Übermaß schätzen, – seichte Welt-
menschen, – wandelnde Werthers Leiden, – rechte
verlebte großtuige Knaben, – diese wollen ihn
lieben, ja loben?» –

Davidsbündler, im Augenblick wußt ich nie-
manden, der das dürfte, als einen schlesischen Land-
edelmann, der vor kurzem so an einen Musikhändler
schrieb:

«Geehrter Herr, Nun bin ich bald mit meinem
Musikschrank in Ordnung. Sie sollten ihn sehen,
wie er prächtig ist. Innen Alabastersäulen, Spiegel
mit seidenen Vorhängen, Büsten von Komponisten,
kurz prächtig. Um ihn aber auf das köstlichste zu
schmücken, bitte ich mir noch sämtliche Werke von
Beethoven zu schicken, *da ich diesen sehr gerne habe.*»

Was ich aber sonst noch zu sagen hätte, wußt' ich
meines Erachtens kaum.

(1835)

Ewige Erneuerung im Schaffen

... Schlage nur eine Weltsaite an, und sie schwingt unendlich fort. Die Minute muß entzückend sein, wo du dir bewußt wirst, daß du eine zuerst berührst, – wo du etwas ganz dein eigen nennen kannst, – dich als Ersten fühlst in der neuen Schöpfung und dein Werk als erstes Geschöpf, das dich nun inbrünstig umarmt und deinen Namen trägt. Wie glücklich mag *Field* vor seinem ersten Notturmo gestanden haben: denn es war ganz sein, und niemand vor ihm hatte etwas Ähnliches gesprochen.

So scheint es, als entschleierte nach und nach der Künstler das Bild der Natur für seine Kunst, im kleinen als Tag, im großen als Jahr, im größten als Zeit und Ewigkeit. Der kräftige Morgen gehört *Bach* und *Händel* an. Was sich vor ihnen geregt, waren nur Frühstimmen, Morgenahnungen, und oft recht kalte. Da führten *Mozart* und *Haydn* den Tag heran und das helle, lebendige Leben, das in der Sternennacht wiederum verstummte, welche *Beethoven* und *Franz Schubert* eröffneten. Nun sind jenen Hohepriestern noch Jüngere beigesellt. *Field* legt sein Opfer am Abend auf den Altar; was er spricht, versteht nicht jeder, aber es stört keiner den blassen Jüngling, da er betet. In später Stunde arbeitet noch *Chopin*, wie in einer Nordscheinverklärung, aber die Gespensterzeit spukt schon neben ihm, die Nachtraubvögel sind los, und einzelne Abendfalter

von früherher stürzen erkältet und ermattet nieder. – Wir wären am Ziel? – Nein! Der geschlossene Tag mit seinen vier kleinen Zeiten wird im großen Umkreise nur einer des Frühlings sein, der wieder erst ein Teil des Jahres ist, – und dann zählt die Geschichte der Künste nach Jahrhunderten, die wiederum in der Ewigkeit als Augenblicke auf- und niedergehen.

Eusebius

(Aus einer Besprechung eines Notturmo von John Field. Am 27. Januar 1834 in der «Neuen Zeitschrift für Musik».)

Unterwegs

... Es ist nämlich eine schöne Sache mit einem jungen Dichter und vollends mit einem jungen Komponisten. Du kannst kaum glauben, was das für ein Gefühl ist, wenn er sich sagen kann: Dies Werk ist *ganz* Dein, kein Mensch nimmt Dir dies Eigentum und kann Dir's nicht nehmen, denn es ist ganz Dein; o fühltest Du dieses «Ganz». Da der Grund zu diesem Gefühl nur selten kömmt, da der Genius nur ein Augenblick ist, so bricht es dann auch in seiner ganzen Schönheit hervor und erzeugt eine Art von beruhigendem Selbstvertrauen, das keinen Tadler zu fürchten braucht ...

*

Wüßten Sie, wie ich noch auf den ersten Zweigen zum Himmelsbaum zu stehen meine und wie ich

da oben in einsamen heiligen Stunden Lieder zu hören glaube, von denen ich meinen geliebten Menschen später noch verkünden möchte, so werden Sie mir gewiß schon deshalb ein aufmunterndes Wort, das ja jedem Künstler vonnöten ist, nicht versagen.

*

Mein Weg ist ein ziemlich einsamer, ich weiß es, auf dem kein Hurrah einer großen Menge zur Arbeit anfeuert, auf dem mich nur meine großen Vorbilder *Bach* und *Beethoven* aus der Ferne anblicken und es an Trostworten, an stärkender Gabe nicht fehlen lassen.

*

Ich kann *sehr ernst* sein, oft tagelang – es sind meist Vorgänge in meiner Seele, Gedanken über Musik und Kompositionen. Es affiziert mich alles, was in der Welt vorgeht, Politik, Literatur, Menschen; über alles denke ich nach meiner Weise nach, was sich dann durch die Musik Luft machen, einen Ausweg suchen will. Deshalb sind auch viele meiner Kompositionen so schwer zu verstehen, weil sie an entfernte Interessen anknüpfend, oft auch bedeutend, weil mich alles Merkwürdige der Zeit ergreift, und ich es dann musikalisch wieder aussprechen muß. Darum genügen mir auch so wenig (neuere) Kompositionen, weil sie, abgesehen von allen Mängeln des Handwerks, sich auch in musikalischen Empfindungen der niedrigsten Gattung,

in gewöhnlichen lyrischen Ausrufungen herumtreiben. Das Höchste, was hier geleistet wird, reicht noch nicht bis zum Anfang der Art meiner Musik.

*

Mich reizt nur das Äußerste, Bach fast durchaus, Beethoven zumeist in seinen späteren Werken ... Ich fing gleich an zu komponieren und das einfach Lyrische genügte mir schon in jungen Jahren nicht mehr. So gelangte ich bald zu Beethoven, bald zu Bach; Lektüre, Umgebungen, innere und äußere Erlebnisse drangen ebenfalls auf mich ein, und so frag ich mich denn jetzt manchmal schon, was das wohl für ein Ende haben kann.

(Aus Briefen aus den Jahren 1831-1839.)

III

KAMPF UM CLARA

Im Tagebuch

2. Juli 1831:

War's doch als sah ich Clara gestern zum ersten Mal ordentlich, wie sie mit Wieck kam ... Wir waren die beiden Schüchternen, ich suchte ihr näher zu kommen ... heute morgen bin ich eben bei der Liebeserklärung des Don Juan in Chopin¹⁾, da tritt sie herein ... Genius, führ' mich ihr bald entgegen.

Reformationsfest 1831:

Gott! ich will mich ändern, ich schwör Dir's – nur einen Menschen gib mir, nur einen einzigen, an den ich das Herz legen kann – eine Geliebte, eine Geliebte. Gib mir ein weibliches Herz – ein weibliches Herz! Bin ich dann doch auch versöhnt mit mir, mit Allen! Himmel! ...

Herbst 1835:

Claras Augen und ihre Liebe ... Der erste Kuß im November.

Brautbuch 1840:

Schwere Abschiede: Im November 1835 nach dem ersten Kuß auf der Treppe im Wieck'schen Haus, als Clara nach Zwickau reiste.

¹⁾ Arbeit an der Rezension «Ein Werk II», s. S. 39ff.

Rückschau

Mein holdes, geliebtes Mädchen, nun setze Dich zu mir, lege Deinen Kopf ein wenig auf die rechte Seite, wo Du so lieb aussiehst, und lasse Dir Manches erzählen.

So glücklich bin ich seit einiger Zeit, wie fast nie vorher. Es muß Dir ein schönes Bewußtsein sein, einen Menschen, den Jahre lang die fürchterlichsten Gedanken zernagt, der mit einer Meisterschaft die schwarzen Seiten aller Dinge herauszufinden wußte, vor der er jetzt selbst erschrickt, der das Leben wie einen Heller hätte wegwerfen mögen, daß Du diesen dem hellen frohen Tag wiedergegeben hast. Mein Innerstes will ich Dir offenbaren, wie ich es noch Niemandem gezeigt habe. Du mußt Alles wissen, Du mein Liebstes neben Gott.

Mein eigentliches Leben fängt erst da an, wo ich über mich und mein Talent klar geworden, mich für die Kunst entschieden, meinen Kräften eine wirkliche Richtung gegeben hatte. Also vom Jahre 1830 an. Du warst damals ein kleines eignes Mädchen mit einem Trotzkopf, einem Paar schöner Augen, und Kirschen waren Dein Höchstes ... Ein paar Jahre vergingen. Schon damals um 1833 fing sich ein Trübsinn einzustellen an, von dem ich mich wohl hütete mir Rechenschaft abzulegen; es waren die Täuschungen, die jeder Künstler an sich erfährt, wenn nicht alles so schnell geht, wie er sich's träumte. Anerkennung fand ich nur wenig; dazu kam der

Verlust meiner rechten Hand zum Spielen¹⁾). Zwischen allen diesen dunkeln Gedanken und Bildern hüpfte mir nun und allein Deines entgegen; Du bist es, ohne es zu wollen und zu wissen, die mich so gar eigentlich schon seit langen Jahren von allem Umgang mit weiblichen Wesen abgehalten. Wohl dämmerte mir schon damals der Gedanke auf, ob denn Du vielleicht gar mein Weib werden könntest; aber es lag noch alles in zu weiter Zukunft; wie dem sei, ich liebte Dich von jeher so herzlich, wie es unser Alter mit sich brachte ... Dies war im Sommer 1833.

(Aus einem Brief an Clara Wieck, Leipzig, den 11. Februar 1838.)

Die Virtuosin und Komponistin

Clara 1833:

Da ich Leute kenne, die sich schon auf das nächstemal freuen, wenn sie eben Clara gehört hatten, so frag' ich, was denn das Interesse für sie so lange nährt? Ist es das Wunderkind, über dessen Dezimenspannungen man den Kopf schüttelt, obwohl verwundert – sind es die schwierigsten Schwierigkeiten, die sie spielend als Blumenketten ins Publikum zurückschlingt – ist es vielleicht einiger

¹⁾ Infolge einer Lähmung des Mittelfingers, die sich Schumann bei Versuchen, seine Klaviertechnik durch eine mechanische Vorrichtung zu verbessern, zuzog.

Stolz, mit dem die Stadt auf die Eingeborene sieht – ist es das, daß sie uns das Interessanteste der jüngsten Zeit vorführt in kürzester? Sieht vielleicht die Masse ein, daß die Kunst von der Caprice einzelner Begeisteter nicht abhängen soll, die mich auf ein Jahrhundert zurückweisen, über dessen Leichnam die Räder der Zeit weggeeilt? – Ich weiß es nicht, ich meine aber einfach, es ist der Geist, der zwingt, vor dem die Leute noch etlichen Respekt haben, mit kurzen Worten: er ist's, von dem sie so viel sprechen, ohne ihn gerade haben zu wollen –, sondern eben der, den sie nicht haben.

Florestan

Sie zog frühzeitig den Isisschleier ab. Das Kind sieht ruhig auf, – der ältere Mensch würde vielleicht am Glanz erblinden.

Eusebius

An Clara darf schon nicht mehr der Maßstab des Alters¹⁾, sondern der der Leistung gelegt werden.

Raro

«Soiréen für das Pianoforte von Clara Wieck. Werk 6»:

... Was erhält man also in diesen Soiréen? Was sprechen sie aus, wen gehen sie an, und sind sie ein

¹⁾ Clara Wieck war damals 14 Jahre alt, aber schon in ihrem 9. Lebensjahr war sie mit großem Erfolg im Gewandhaus zu Leipzig als Pianistin aufgetreten.

Resultat, der Arbeit eines Meisters zu vergleichen? Sie erzählen uns denn viel von Musik, und wie diese die Schwärmerei der Poesie hinter sich läßt, und wie man glücklich im Schmerz sein könne und traurig im Glück, – und sie gehören denen, die auch ohne Klavier selig sein können in Musik, denen das sehnstüchtige innere Singen des Herz sprengen möchte, allen, die in die geheimnisvolle Ordenssprache einer seltenen Künftlergattung schon eingeweiht sind. Endlich, sind sie ein Resultat? Wie die Knospen sind sie's, ehe sie die Farbenflügel in offener Pracht auseinander treiben, zur Betrachtung fesselnd und bedeutend, wie alles, was eine Zukunft in sich birgt ...

Florestan und Eusebius

Am 12. September 1837.

Verlobung

Am 13. August 1837:

Sind Sie noch *treu* und *fest*? So unerschütterlich ich an Sie glaube, so wird doch auch der stärkste Mut an sich irre, wenn man gar nichts von dem hört, was Einem das Liebste auf der Welt. Und das sind Sie mir. Tausendmal habe ich mir Alles überlegt und Alles sagt mir: Es muß werden, wenn wir wollen und handeln. Schreiben Sie mir nur ein einfaches Ja, ob Sie Ihrem Vater gerade an Ihrem Geburtstag (zum 13. September) einen Brief von

mir selbst geben wollen. Er ist jetzt gut gegen mich gesinnt und wird mich nicht verstoßen, wenn Sie noch für mich bitten.

Dies schreib ich gerade am Tage Aurora. Wäre es, daß uns nur eine Morgenröte noch trennte. Vor allem halten Sie fest daran: *es muß werden, wenn wir wollen und handeln.* – Von diesem Briefe sagen Sie gegen Niemanden; es könnte sonst Alles verdorben werden.

Vergessen Sie also das «Ja» nicht. Ich muß erst diese Versicherung haben, ehe ich an etwas Weiteres denken kann. – Alles dies meine ich aus voller Seele so, wie es dasteht, und unterschreibe es mit meinem Namen

Robert Schumann

Am 15. August 1837:

Nur ein einfaches «Ja» verlangen Sie? So ein kleines Wörtchen – so wichtig! doch – sollte nicht ein Herz so voll unaussprechlicher Liebe, wie das meine, dies kleine Wörtchen von ganzer Seele aussprechen können? ich tue es und mein Innerstes flüstert es Ihnen *ewig* zu.

Die Schmerzen meines Herzens, die vielen Tränen, konnt' ich das schildern – o nein! – Vielleicht will es das Schicksal, daß wir uns bald einmal sprechen und dann – Ihr Vorhaben scheint mir riskiert, doch ein liebend Herz achtet der Gefahren nicht viel. Also abermals sage ich «Ja!» Sollte Gott mei-

nen achtzehnten Geburtstag zu einem Kummertag machen? o nein, das wäre doch zu grausam. Auch ich fühle längst *«es muß werden»*, nichts in der Welt soll mich irre machen, und dem Vater werd ich zeigen, daß ein jugendliches Herz auch standhaft sein kann.

sehr eilig.

Ihre Clara

Werbung

... Es ist heut Claras Geburtstag – der Tag, an dem das Liebste, was die Welt für Sie wie für mich hat, zum ersten Male das Licht der Welt erblickte, – der Tag, an dem ich von jeher auch über mich nachgedacht, da Sie so tief in mein Leben eingegriffen. Gestehe ich es, so dachte ich noch nie so beruhigt an meine Zukunft als gerade heute. Sichergestellt gegen Mangel, soweit dies menschliche Einsicht vorausagen kann, schöne Pläne im Kopf, ein junges, allem Edlen begeistertes Herz, Hände zum Arbeiten, im Bewußtsein eines herrlichen Wirkungskreises und noch in der Hoffnung, alles zu leisten, was von meinen Kräften erwartet werden kann, geehrt und geliebt von Vielen – ich dünkte, es wäre genug! Ach, der Antwort, die ich mir darauf geben muß! Was ist das alles gegen den Schmerz, gerade von der getrennt zu sein, der dies ganze Streben gilt, und die mich treu und innig wieder liebt! ... Achtzehn Monate lang haben Sie mich geprüft, schwer wie ein Schicksal für sich. Wie dürfte ich Ihnen zürnen!

Ich hatte Sie tief gekränkt, aber büßen haben Sie es mich auch lassen. – Jetzt prüfen Sie mich noch einmal so lang. Vielleicht, wenn Sie nicht das Unmögliche fordern, vielleicht halten meine Kräfte mit Ihren Wünschen Schritt; vielleicht gewinne ich mir Ihr Vertrauen wieder. Sie wissen, in hohen Dingen dauere ich aus. Finden Sie mich dann bewährt, treu und männlich, so segnen Sie dies Seelenbündnis, dem zum höchsten Glück nichts fehlt als die elterliche Weihe ...

(Am 13. September 1837 an Friedrich Wieck.)

*

Die Unterhaltung mit Ihrem Vater war fürchterlich. Diese Kälte, dieser böse Willen, diese Verworfenheit, diese Widersprüche – er hat eine neue Art zu vernichten, er stößt einem das Messer mit dem Griff in das Herz ...

Was denn nun, meine liebe Clara? Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. *Gar nicht*. Mein Verstand geht hier zunichte und mit dem Gefühl ist ja vollends nichts anzufangen bei Ihrem Vater. Was denn nun, was denn nun? – Vor allem waffnen Sie sich, und *lassen Sie sich nicht einmal verkaufen* ...

Ich traue Ihnen, *ach von ganzem Herzen*, und das erhält mich auch aufrecht – aber Sie werden *sehr stark* sein müssen, mehr als Sie ahnen. Hat Ihr Vater doch selbst die fürchterlichen Worte zu mir gesagt:

«ihn erschütterte nichts». Fürchten Sie Alles von ihm; *er wird Sie zwingen durch Gewalt*, kann er es nicht durch List. Fürchten Sie Alles!

Ich bin heute so tot, so *erniedrigt*, daß ich kaum einen schönen guten Gedanken fassen kann; selbst Ihr Bild ist mir zerflossen, daß ich mir kaum Ihr Auge denken kann. Kleinmütig, daß ich Sie aufgäbe, bin ich nicht worden; aber so erbittert, so gekränkt in meinen heiligsten Gefühlen, so über einen Leisten geschlagen mit dem gewöhnlichsten. Hätte ich nur ein Wort von Ihnen ...

Vergebens suche ich nach einer Entschuldigung für Ihren Vater, den ich doch immer für einen edlen menschlichen Mann gehalten. Vergebens suche ich in seiner Weigerung einen schöneren, tieferen Grund, etwa den, daß er fürchte, Sie würden als Künstlerin einbüßen durch ein frühzeitiges Versprechen an einen Mann, daß Sie überhaupt noch zu jung wären u. dergl. Nichts von dem – glauben Sie mir, er wirft Sie dem Ersten Besten zu, der Geld und Titel genug hat. Sein höchstes dann ist Konzertgeben und Reisen; darüber läßt er Sie bluten, zerstört mich in meiner Kraft, mitten im Drang, Schönes zu tun auf der Welt; darüber lacht er Ihrer Tränen aller ...

Tröste mich, bitte Gott, daß er mich nicht in Verzweiflung untergehen läßt. Ich bin angegriffen an der Wurzel meines Lebens.

(Am 18. September 1837 an Clara.)

Ein Abschied

Am 9. Oktober 1837:

Dein «guten Abend» gestern, Dein Blick, als wir uns vor der Türe sahen, ich will es nie vergessen. Also diese Clara, dachte ich, dieselbe ist dein – ist *dein*, und du kannst nicht zu ihr, ihr nicht einmal die Hand drücken. Ob im ganzen Saal jemand war, der sich meinen Seelenzustand nur denken konnte? Kaum Du. Ich war tot und selig zugleich, müde zum Umsinken und fast jeder Tropfen Blutes eine Fieberwelle! Wie soll das werden? Vetter P. brachte mir noch einen «herzinnigen» Gruß von Dir – darauf schlief ich sanfter als die vorigen Nächte. Aber glaub mir – ich bin recht krank, recht sehr krank; ein Schlag und ich falle um.

Was raubt mir auf einmal die Kraft zur Arbeit? Phantasiere ich am Klavier, so werden's Choräle, schreib ich, so geschieht's ohne Gedanken – nur einen möchte ich überall mit großen Buchstaben und Akkorden hinmalen: *Clara*.

*

Am 11. Oktober:

Ich mag nicht weiter denken und schreiben; aber wie Du weintest an meinem Herzen, da – Clara, Himmel und Hölle hast Du mir gestern gezeigt. Ob ich Dich denn liebe – und Du mich? Verlaß mich nicht, Du einziges Mädchen. Ich klammere

mich an Dir fest; gibst Du nach, so ist es um mich
geschehen.

(Aus zwei Briefen nach einem Konzert Claras im Leipziger
Gewandhaus und nach dem Abschied von Clara, die eine sieben-
monatige Kunstreise antrat.)

Jahreswende

Sylvesternacht 1837 nach 11 Uhr:

Schon seit einer Stunde sitze ich da. Wollte Dir
erst den ganzen Abend schreiben, habe aber gar
keine Worte – nun setze Dich zu mir, schlinge
Deinen Arm um mich, laß uns noch einmal in die
Augen sehen, – still – selig –

Zwei Menschen lieben sich auf der Welt. – Eben
schlägt es drei Viertel. – Die Menschen singen von
ferne einen Choral – kennst Du die zwei, die sich
lieben? Wie wir glücklich sind – Clara, laß uns
niederknien! Komm meine Clara, ich fühle Dich –
unser letztes Wort nebeneinander dem Höchsten –

Am Ersten, morgens 1838:

Welcher himmlische Morgen – die Glocken läu-
ten alle – der Himmel ganz golden blau und rein–
Dein Brief vor mir – Also meinen ersten Kuß, meine
geliebteste Seele!

Am Zweiten:

Wie glücklich hast Du mich durch Deine letzten
Briefe gemacht, schon durch den am heiligen Christ.

Alle Namen möchte ich Dir beilegen und doch weiß ich kein schöneres Wort, als das kleine deutsche «lieb» – aber mit besonderem Ton will das gesprochen sein. Also liebes Mädchen – ich habe geweint vor Glück, daß ich Dich habe und frage mich oft, ob ich Deiner würdig bin ... Du, meine Clara, könnte ich Dir doch etwas tun zu Liebe. Die alten Ritter hatten's doch besser, die konnten für ihre Geliebten durchs Feuer gehen, oder Drachen tot machen – aber wir jetzigen müssen's hellerweise zusammensuchen, unsre Mädchen zu verdienen, und weniger Zigarren rauchen oder sonst. – Aber freilich, lieben können wir auch, trotz den Rittern, und so haben sich, wie immer, nur die Zeiten verändert und die Herzen sind immer dieselben ...

Am 3. Januar:

... Ich bin so ein ungeduldiger, unzufriedener, unausstehlicher Mensch manchmal, überhaupt hältst Du mich für viel zu gut – Dir gegenüber. Könnte ich nur wieder so recht fromm sein wie sonst als Kind – ein recht selig Kind war ich da, wenn ich mir Akkorde zusammensuchte auf dem Klavier, oder draußen Blumen; die schönsten Gedichte und Gebete machte ich da – ich war selber eines. Nun wird man aber älter. Aber ich möchte mit Dir spielen, wie Engel zusammen tun, von Ewigkeit zu Ewigkeit ...

Neues Gelöbnis

Leipzig, den 5. Juli 1838.

Nach Deinem Brief gestern hab' ich zum erstenmal seit langer Zeit wieder recht frohe Stunden gehabt. Das Leben ist wieder in mich gekommen; ich fühl' die Sonne, das Grün der Bäume draußen und innen klingen viele Melodien.

Alles Schöne über Dich meine geliebte Freundin und Schwester Braut – könnte ich Dir nichts als Freuden machen einmal, ich bin es ja, der Dein junges Herz zuerst die Schmerzen kennen lehrte. Noch neulich schrieb ich in mein Tagebuch «vergib nie, was Clara um Dich getragen» – und ich will es Dir nicht vergessen und will Dir Alles an den Augen absehen. Nachdem ich Dich nun so ein paarmal gesehen und gesprochen, kann ich Dir doch gar nicht sagen, wie Du mir ganz unbeschreiblich wohlgefallen hast – mir dünkt, es ist alles so fest und gediegen an Dir; wenn ich Dich ansah, war es mir als flüsterte mir mein Genius zu «auf die kannst Du Dich verlassen» ...

... Woher kommt aber so plötzlich Deine große Angst vor Entdeckung? ... Fürchtest Du aber Deinen Vater jetzt schon so, wie wirst Du Mut haben, ihm später entgegen zu treten, wenn es gilt? Nun ich vertraue Dir *so ganz* ... Nun wird es bald ein Jahr, daß wir uns versprochen haben. Ich dächte, wir schlügen noch auf ein Jahr ein. Hier hast Du meine Hand; Dein Ring ist rein und unberührt. Ich bleibe Dir treu.

Musik des Bräutigams

Am 5. Januar 1838:

In den Davidsbündlertänzen sind viele Hochzeitsgedanken – sie sind in der schönsten Erregung entstanden, wie ich mich nur je besinnen kann ... Was in den Tänzen steht, das wird meine Clara herausfinden, der sie mehr wie irgend etwas von mir gewidmet sind – ein ganzer Polterabend nämlich ist die Geschichte und Du kannst Dir nun Anfang und Schluß ausmalen. War ich je glücklich am Klavier, so war es, als ich sie komponierte.

März 1838:

Ich habe erfahren, daß die Phantasie nichts mehr beflügelt als Spannung und Sehnsucht nach irgend etwas, wie das wieder in den letzten Tagen der Fall war, wo ich eben auf Deinen Brief wartete und nun ganze Bücher voll komponiert – Wunderliches, Tolles, gar Freundliches – Da wirst Du Augen machen, wenn Du es einmal spielst – überhaupt möchte ich jetzt oft zerspringen vor lauter Musik – Und daß ich es nicht vergesse, was ich noch komponiert: War es wie ein Nachklang von Deinen Worten einmal, wo Du mir schriebst «ich käme Dir auch manchmal wie ein Kind vor» – kurz, es war mir ordentlich wie im Flügelkleide und hab da an die 30 kleine putzige Dinger geschrieben, von

denen ich etwa zwölf ausgelesen und «Kinder-
szenen» genannt habe.

Am 14. April 1838:

Aber, Clara, diese Musik jetzt in mir und welche schönen Melodien immer – denke, seit meinem letzten Brief habe ich wieder ein ganzes Heft neuer Dinge fertig. «Kreisleriana» will ich es nennen, in denen Du und ein Gedanke von Dir die Hauptrolle spielen und will es Dir widmen – ja Dir und Niemandem anders – da wirst Du lächeln so hold, wenn Du Dich wiederfindest. – Meine Musik kommt mir jetzt so wunderbar verschlungen vor bei aller Einfachheit, so sprachvoll aus dem Herzen, und so wirkt sie auch auf Alle, denen ich sie vorspiele, was ich gern und häufig tue jetzt! Wann wirst Du denn neben mir stehen, wenn ich am Klavier sitze – ach, da werden wir beide weinen wie die Kinder – das weiß ich – das wird mich überwältigen.

Am 13. März 1840:

Hier als schüchterne Belohnung für Deine zwei letzten Briefe etwas. Die Lieder (op. 24, nach Texten von H. Heine) sind meine ersten gedruckten, also kritisiere sie mir nicht zu stark. Wie ich sie komponierte, war ich ganz in Dir. Du romantisches Mädchen verfolgst mich doch mit Deinen Augen überall hin, und ich denke mir oft, ohne solche Braut kann man auch keine solche Musik machen ...

Krisis

Noch einmal trete ich im Verein mit Clara vor Sie mit der Bitte um Ihre Einwilligung zu unserer Verbindung nächste Ostern. Zwei Jahre sind seit meiner ersten Anfrage vorüber. Sie zweifelten, ob wir uns treu bleiben würden; wir sind es uns geblieben, nichts kann uns in unserm Glauben an unser zukünftiges Glück wankend machen.

Was ich Ihnen früher über mein Vermögen schrieb, war der Wahrheit getreu, es hat sich jetzt alles noch günstiger und gesicherter gestellt; wir können der Zukunft getrost entgegensehen. Hören Sie die Stimme der Natur; zwingen Sie uns nicht zum Äußersten! In wenigen Tagen ist Claras zwanzigster Geburtstag, geben Sie Frieden an diesem Tage; sprechen Sie das Ja aus. Wir bedürfen der Ruhe nach so fürchterlichen Kämpfen, Sie sind es sich, Clara und mir schuldig. Mit Verlangen sehe ich Ihrer bestimmtesten Antwort entgegen.

Ihr von Alters her noch immer anhänglicher und vertrauender

R. Schumann

(An Friedrich Wieck; Entwurf, Pfingsten 1839.)

*

Wir Endesunterzeichnete hegen seit langen Jahren bereits den gemeinsamen und innigen Wunsch, uns ehelich mit einander zu verbinden. Doch steht der Ausführung dieses Entschlusses noch zur Zeit ein Hindernis entgegen, dessen Beseitigung ebenso not-

wendig zur Erreichung unseres Zweckes, als es uns mit tiefstem Schmerze erfüllt, dieselbe auf diesem Wege suchen zu müssen. Der Mitunterzeichneten Clara Wieck Vater verweigert uns nämlich, wiederholt an ihn gerichteter freundlicher Bitten ungeachtet, seine Zustimmung. Die Gründe seiner Weigerung wissen wir uns nicht zu erklären; wir sind uns keiner Fehler bewußt; unsere Vermögenszustände sind der Art, daß wir einer sorgenlosen Zukunft entgegensehen dürfen. Was daher Herrn Wieck abhält, diesem Bunde seine Zustimmung zu geben, kann lediglich eine persönlich feindselige Gesinnung gegen den Mitunterzeichneten sein, der doch seinerseits allen Pflichten, die man dem Vater seiner erwählten zukünftigen Lebensgefährtin schuldig ist, nachgekommen zu sein glaubt. Wie dem sei, wir sind nicht willens, deshalb von unserem wohl-
erwogenen Entschlusse abzustehn, und nahen uns daher dem H. Gerichte mit der ergebensten Bitte:

Hochdasselbe wolle Herrn Wieck zur Erteilung seiner väterlichen Zustimmung zu unserem ehelichen Bündnis veranlassen, oder dieselbe nach Befinden anstatt seiner uns zu erteilen hochgeneigtest geruhen. Bloß die Überzeugung von der unabwiesbaren Notwendigkeit dieses Schrittes vermag uns mit demselben zu versöhnen, und wir sind zugleich von der zuversichtlichen Hoffnung beseelt, daß die Zeit auch hier, wie schon manchmal, diesen schmerzlichen Zwiespalt ausgleichen wird.

Robert Schumann

Clara Wieck

Zum ersten Mal, mein Mädchen, mußt Du Deinen Namen mit meinem vereinigen; es ist gar zu schmerzlich schön ...

(An das Appellationsgericht; Entwurf, Pfingsten 1839.)

Nabe dem Ziel

Meine gute geliebte Braut!

Diesen Brief erhältst Du an meinem 29. Geburtstag. Möchte er Dich blühend an Leib und Seele antreffen und Dir mein Bild inniger als je vorspiegeln ... Wir können vorwurfsfrei auf das vergangene Jahr zurückblicken; wir haben treu aneinander gehalten, sind vorwärts und unserm Ziel viel näher gekommen. Das Schlimmste, denk ich, ist überstanden; aber auch nahe dem Hafen laß uns noch vorsichtig sein; das Schicksal hat es nun einmal gewollt, daß wir Spanne für Spanne mit Kampf erreichen sollen. Dann aber, wenn wir einmal am Altar stehen, dann glaub ich, ist ein Ja noch nie mit solcher Überzeugung, mit solchem festen Glauben an eine glückliche Zukunft ausgesprochen worden. Was ich noch möchte bis zu diesem Zeitpunkt? Deiner immer würdiger werden. Halte dies für keine Redensart. Dem Hochmut gegenüber, der sich auf nichts stützt, fühle ich mich stolz; der Bescheidenheit aber, wie Du sie hast, gestehe ich meine Schwäche so gern ein und suche mich zu bessern. Du wirst Dich in spätern Jahren manchmal um mich grämen, mir fehlt noch manches zum ganzen

Mann; ich bin noch zu ruhelos, zu kindisch oft, zu weich; auch hänge ich viel dem nach, was gerade mir Vergnügen gewährt, ohne Rücksicht auf andere; kurz, ich habe meine bösen Tage, an denen nichts mit mir anzufangen – Nachsicht und Liebe, wie Du sie gegen mich so oft gezeigt, werden mich schon bilden immermehr; schon Dich immer um sich zu haben, muß veredeln; doch das sind Worte. Das Sicherste bleibt, daß wir uns immer von Herzen lieb haben, und ich denke mir, in Deinem Herzen wohnt eine große reiche Liebe und Du wirst Deinen Mann lange beglücken können. Du bist ein wunderbares Mädchen, Clara! Es ruhen eine Menge so gar schöner und verschiedener Eigenschaften in Deinem Wesen, wo ich gar nicht weiß, wo Du sie alle in Deinem kurzen Leben hergenommen hast. Und nun gar in der Umgebung, in der Du Dich entfaltet hast. Eines weiß ich, daß ich mit meinem sanften Äußern schon früh einen Eindruck auf Dich gemacht, und denke mir, Du wärest ein anderes Mädchen worden, hättest Du mich nicht gesehen und gekannt. Laß mir diesen beglückenden Glauben. Ich habe Dich die Liebe gelehrt, Dein Vater Dir den Haß (im schönen Sinn mein' ich, denn man muß auch hassen können), und hab Dich mir nun herangezogen zur Braut, wie ich sie mir im Ideal dachte, meine talentvollste Schülerin warst Du, und zum Lohne dafür hast Du gesagt zu mir: «Nun nimm mich auch!» ...

(Am 3. Juni 1839 an Clara.)

Aus Claras Tagebuch

September 1840:

September, wie sieht mich dieser Monat doch so eigen an! ein unbeschreibliches Gefühl von Glück und Wehmut kommt über mich – der Himmel schenke uns seinen Segen! Mein Robert! sehe ich ihn nur erst wieder – mein Herz möchte vor Sehnsucht vergehen, und dazu Konzertsorgen, welch ein Widerspruch! ...

*

Den 4. kam ich nach Weimar, stieg bei M. ab, lief die Treppe hinauf, mache das Zimmer auf, und wer tritt mir entgegen? Robert! Meine Freude kann ich nicht schildern ... Das war mein letztes Konzert als Clara Wieck, und wehmütig ward mir ums Herz ...

*

Den 11. Polterabend! mein Robert machte mir noch ein schönes Brautgeschenk: «Myrthen»¹⁾ – ich war ganz ergriffen! Cäcilie überreichte mir den Myrthenkranz, es war mir ordentlich heilig zu Mute, als ich ihn berührte ...

*

Den 12. Was soll ich über diesen Tag sagen! – Um 10 Uhr ging die Trauung vor sich in Schöne-

¹⁾ Liederzyklus op. 25.

feld (bei Leipzig), ein Choral begann, dann sprach der Prediger Wildenhahn (ein Jugendfreund Roberts) eine kurze, einfache, aber von Herzen zu Herzen gehende Rede. Mein ganzes Innere war von Dank erfüllt zu Dem, der uns doch endlich über so viele Felsen und Klippen einander zugeführt; mein inbrünstiges Gebet war, daß es Ihm gefallen möchte, mir meinen Robert recht lange, lange Jahre zu erhalten – ach! der Gedanke, ich möchte ihn einmal verlieren, wenn der über mich kommt, dann verwirren sich gleich alle meine Sinne – der Himmel schütze mich vor solchem Unglück, ich trüge es nicht ...

... Es war ein schöner Tag, und selbst die Sonne, die sich seit vielen Tagen versteckt hatte, warf am Morgen, als wir zur Trauung fuhren, ihre milden Strahlen auf uns, als ob sie unsern Bund segnen wolle. Nichts störte uns an diesem Tag, und so sei er denn auch in diesem Buche als der schönste und wichtigste meines Lebens aufgezeichnet.

– Eine Periode meines Lebens ist nun beschlossen; erfuhr ich gleich viel Trübes in meinen jungen Jahren schon, so doch auch manches Freudige, das ich nie vergessen will. Jetzt geht ein neues Leben an, ein schönes Leben, das Leben in dem, den man über Alles und sich selbst liebt, aber schwere Pflichten ruhen auch auf mir, und der Himmel verleihe mir Kraft, sie getreulich wie ein gutes Weib zu erfüllen – er hat mir immer beigestanden, und wird es auch ferner tun. Ich hatte immer einen großen Glauben an Gott und werde ihn ewig in mir erhalten.



ROBERT UND CLARA SCHUMANN

Nach einer Zeichnung von Ewald Kaiser
aus dem Jahre 1847

IV

DER MEISTER

Am ersten Tage der Ehe

Das Büchlein, das ich heute eröffne, hat eine gar innige Bedeutung: es soll ein Tagebuch werden über alles, was uns gemeinsam berührt in unserem Haus- und Ehestand; unsere Wünsche, unsere Hoffnungen sollen darin aufgezeichnet werden; auch soll es sein ein Büchlein der Bitten, die wir an einander zu richten haben, wenn das Wort nicht ausreicht; auch eines der Vermittlung und Versöhnung, wenn wir uns etwa verkannt hatten; kurz ein guter, wahrer Freund soll es uns sein, dem wir alles vertrauen, dem unsere Herzen offen stehen ... Alle acht Tage wechseln wir ab in der Führung des Sekretariats; alle Sonntage erfolgt die Übergabe. Das Geschriebene wird alsdann gelesen, im Stillen oder auch laut, je nachdem der Inhalt es verlangt, Vergessenes nachgetragen, und überhaupt der ganze Lebenslauf der Woche sorgfältig erwogen, ob es auch ein würdiger und tätiger war, ob wir uns nach innen und außen immer mehr im Wohlstand befestigt, ob wir uns auch in unserer geliebten Kunst immer mehr vervollkommnet. – Die Aufzeichnungen in einer Woche dürfen nie unter einer Seite betragen; wer dagegen fehlt, bekommt eine Strafe, die wir noch aussinnen wollen.

Eine Zierde unseres Tagebüchleins soll die Kritik unserer künstlerischen Leistungen werden; z. B. kommt genau hinein, was Du vorzüglich studierst, was Du komponierst, was Du Neues kennen gelernt

hast, und was Du davon denkst; dasselbe findet bei mir statt. Eine andere Hauptzierde des Buches bilden: Charakterschilderungen z. B. bedeutender Künstler, die wir in der Nähe gesehen. Anekdoten. Humoristisches bleibt keineswegs ausgeschlossen.

Das Schönste und Herzigste aber, was das Buch enthalten soll, will ich Dir, mein liebes Weib, nicht noch beim Namen nennen: Deine und meine schönen Hoffnungen, die der Himmel segnen wolle, Deine und meine Besorgnisse, wie sie das Leben in der Ehe mit sich bringt; kurz allen Freuden und Leiden des ehelichen Lebens soll hier eine treue Geschichte geschrieben werden, die uns noch im späteren Alter erfreuen wird ...

(Am 13. September 1840.)

Aus dem «Erinnerungsbüchlein für unsere Kinder»

Marie auf einem Spaziergang abends auf den Abendstern zeigend: «Nicht wahr, Papa, der Stern steht dort neben dem Mond, damit der nicht so allein ist?» – Marie, den 22. Februar 1846 abends in die Höhe blickend: «Lieber Gott, wirf mir ein paar Sternchen herunter.» – Fast tägliche Spaziergänge Mariens mit mir in Dresden, auch bei schlechtem Wetter. – Zählen und Reime suchen lassen, eine häufige Beschäftigung mit Marie. – Marie und Elise singen gern und viel, haben helle, klare Stimmen, namentlich Elise eine starke.

*

Marie erzählend: Lieschen habe sie mit Kreide neulich so beschmiert, daß sie ausgesehen hätte wie ein *weißer Mohr*.

*

Den 7. Juni 1846 hat Papa (das erste Mal in seinem Leben) ein Vogelnest gefunden. Geduld also immer, liebe Kinder! Was sechsunddreißig Jahre lang nicht gelungen, es gelingt einem oft noch am ersten Tag vor dem siebenunddreißigsten, wie mir heute zu meiner Freude.

*

29. März 1847: Schmerz über ein gutes Kind, das zum erstenmal eine Unwahrheit sagt.

*

28. Januar 1848: Euer Leben, liebe Kinder, wurde in der Zeit vom September bis heute durch keinen Unfall, kein Leid getrübt. Ihr gedeiht recht lieblich und macht euren Eltern Freude. – Einen großen, unwiederbringlichen Verlust hat in dieser Zeit die Welt erlitten, den auch du, Mariechen, in späteren Jahren einmal ermessen wirst. Felix Mendelssohn starb am 4. November. Er war Mariens Pate, und du besitzt einen schönen silbernen Becher mit seinem Namen von ihm. Den halte wert!

*

22. Juni 1849: Lange hat der Papa geschwiegen, weil er in der Zeit sehr viele Noten geschrieben und

sonst auch die Zeit eine sehr unruhige war, die bewegteste, die die Welt seit Jahrhunderten gesehen, davon später. Ihr seid uns, liebe Kinder, alle wohl und gesund erhalten geblieben. Nur Marie war in den letzten Wochen des März so sehr krank, daß oft Mama und Papa so traurig, wie sie nur sein konnten, an ihrem Bette saßen. Es war eine Krankheit in der Herzgegend. Sehr langsam erholtest du dich, liebe Marie – und als du ganz wohl warest, waren wir unsäglich vergnügt ...

Das allerwichtigste Ereignis war unsere Flucht in den Revolutionstagen, den 5. Mai – Sonnabend, wo wir in der ersten Hast nur Marie an der Hand mit forttrissen. Mit dir, Marie, ging es mit dem Dampfwagen über Dohna nach Maxen zu Major Serres. Montags darauf holte Mama, da es für Männer gefährlich war, die Stadt zu besuchen, die andern alle nach ...

Den 12. Juni zogen wir wieder in die Stadt. – Mariens musikalisches Talent zeigt sich immer mehr; sie hat Lust, Liebe, gutes Ohr, vortreffliches Gedächtnis – und fängt schon an, aus sich heraus zu singen und kleine Melodien zu Kindergedichten zu erfinden. Leider gibt es ja wenig Zeit zum Üben auf dem Klavier – aber auch dafür muß Rat geschafft werden. – Auch Lieschen hat viel Lust zur Musik, Ludwig desgleichen trällert. – Julchen zeigt öfters lebhaftes Geistesanlagen, nebst außerordentlicher Eßgier – macht oft sehr drollige Äußerungen. Gott mit euch!

Aus den «Musikalischen Haus- und Lebensregeln»

Die Gesetze der Moral sind auch die der Kunst.

*

Vielleicht versteht nur der Genius den Genius ganz.

*

Glaube nicht, daß die alte Musik veraltet sei. Wie ein schönes wahres Wort nie veralten kann, ebenso wenig eine schöne wahre Musik!

*

Du mußt aber nicht nur *einen* Meister lieb haben. Es hat deren viel gegeben.

*

Du mußt nach und nach alle bedeutenderen Werke aller bedeutenderen Meister kennen lernen.

*

«Melodie» ist das Feldgeschrei der Dilettanten, und gewiß, eine Musik ohne Melodie ist gar keine. Verstehe aber wohl, was jene darunter meinen: eine leichtfaßliche, rhythmisch gefällige gilt ihnen allein dafür. Es gibt aber auch andere anderen Schlages, und wo du Bach, Mozart, Beethoven aufschlägst, blicken sie dich in tausend verschiedenen Weisen an: des dürftigen Einerleis namentlich neuerer italieni-

scher Opernmelodien wirst du hoffentlich bald überdrüssig.

*

Fängst du an zu komponieren, so mache alles im Kopf. Erst wenn du ein Stück fertig hast, probiere es am Instrumente. Kam dir deine Musik aus dem Innern, empfandest du sie, so wird sie auch so auf andere wirken.

*

Verlieh dir der Himmel eine rege Phantasie, so wirst du in einsamen Stunden wohl oft wie festgebannt am Flügel sitzen, in Harmonien dein Inneres aussprechen wollen, und um so geheimnisvoller wirst du dich wie in magische Kreise gezogen fühlen, je unklarer dir vielleicht das Harmonienreich noch ist. Der Jugend glücklichste Stunden sind diese. Hüte dich indessen, dich zu oft einem Talente hinzugeben, das Kraft und Zeit gleichsam an Schattenbilder zu verschwenden dich verleitet. Die Beherrschung der Form, die Kraft klarer Gestaltung gewinnst du nur durch das feste Zeichen der Schrift. Schreibe also mehr als du phantasierst.

*

Nur erst, wenn dir die Form ganz klar ist, wird dir der Geist klar werden.

*

Wenn du größer wirst, verkehre mehr mit Partituren als mit Virtuosen.

*

Du mußt es so weit bringen, daß du eine Musik auf dem Papier verstehst.

*

Sollst du jemandem vorspielen, so ziere dich nicht; sondern tu's gleich oder gar nicht!

*

Wenn du spielst, kümmere dich nicht darum, wer dir zuhört.

*

Spiele immer, als hörte dir ein Meister zu.

*

Gehst du an einer Kirche vorbei und hörst Orgel darin spielen, so gehe hinein und höre zu. Wird es dir gar so wohl, dich selbst auf die Orgelbank setzen zu dürfen, so versuche deine kleinen Finger und staune vor der Allgewalt der Musik.

*

Es ist des Lernens kein Ende.

(Ausgewählt aus 74 Aphorismen, die ursprünglich für das 1848 komponierte «Album für die Jugend», op. 68, bestimmt waren und dort zwischen den einzelnen Klavierstücken stehen sollten. Schumann gab diesen Gedanken aber später auf und veröffentlichte die meisten der Aphorismen 1850 selbständig in der «Neuen Zeitschrift für Musik».)

Über Programm-Musik

Wir gestehen, ein Vorurteil gegen diese Art des Schaffens zu haben, und teilen dies vielleicht mit hundert gelehrten Köpfen, die freilich oft sonderbare Vorstellungen vom Komponieren haben und sich immer auf Mozart berufen, der sich nichts bei seiner Musik gedacht haben soll. Wie gesagt indes, das Vorurteil haben wohl manche, auch Nicht-Gelehrte, und hält uns daher ein Komponist *vor* seiner Musik ein Programm entgegen, so sag' ich: «Vor allem laß mich hören, daß du *schöne Musik* gemacht, hinterher soll mir auch dein Programm angenehm sein.» Es ist eben ein Unterschied, ob ein Goethe nach aufgegebenen Endreimen einmal dichtet oder ein anderer. Drum wird auch niemand der Spohrschen Symphonie ihre Schönheiten wegphilosophieren können, eben weil es etwas anderes ist, wenn er sich ausnahmsweise eine Aufgabe stellt oder ein Anfänger der Kunst. Über all dieses ist schon bei der «Weihe der Töne» hin und her geredet worden, und der Kampf fängt schon wieder an aufzulodern über das ~~Etwas/sich/nicht/denken/sollen~~ beim Komponieren und das Gegenteil. Die Philosophen denken sich die Sache auch wohl schlimmer als sie ist; gewiß, sie irren, wenn sie glauben, ein Komponist, der nach einer Idee arbeite, setze sich hin wie ein Prediger am Sonnabendnachmittag und schematisiere sein Thema nach den gewöhnlichen drei Teilen und arbeite es überhaupt gehörig aus; gewiß, sie

irren. Das Schaffen des Musikers ist ein ganz anderes, und schwebt ihm ein Bild, eine Idee vor, so wird er sich doch nur erst dann glücklich in seiner Arbeit fühlen, wenn sie ihm in *schönen Melodien* entgegenkommt, von denselben unsichtbaren Händen getragen, wie die «goldenen Eimer», von denen Goethe irgendwo spricht. Drum, behaltet euer Vorurteil, zugleich aber prüft, und laßt die Pfuschiereien des Schülers nicht den Meister entgelten.

(1843 in der «Neuen Zeitschrift für Musik» anläßlich der siebenten Symphonie von Louis Spohr, deren Überschrift lautete: «Irdisches und Gottliches im Menschenleben»; die ebenfalls erwähnte Symphonie Spohrs «Die Weihe der Töne» ist seine vierte.)

Reformvorschläge

Dresden, den 8. August 1847.

Geehrter Freund,

Meinen besten Glückwunsch, daß, gewiß nach mancher Mühe und Sorge, die von Ihnen angeregte Idee ins Leben treten soll! – Heute früh dachte ich nun über meine Anträge etwas schärfer nach – da brachte mich nur die Art der Form, in der sie auszusprechen, in Verlegenheit. Hätte ich Zeit, sie förmlich auszuarbeiten in besonderen Aufsätzen, so wäre das freilich das Beste. Aber das will Zeit, sogar viel Zeit, zumal ich etwas aus dem Buchstabenwesen heraus bin. So halte ich denn für das Er-

sprießlichste, ich teile Ihnen in Kürze meine Gedanken mit, und Sie nehmen sich daraus, was Sie für den Zweck der öffentlichen Besprechung für gut befinden, wobei Sie nun meinen Namen nennen mögen oder nicht, ganz wie Sie es wollen.

Also möchte ich, daß sich aus der Mitte der Tonkünstlerversammlung eine *Sektion* bilde zur *Wahrung klassischer Werke gegen moderne Bearbeitung*. – Dieser Sektion würde die Pflicht obliegen, von allem dahin Einschlagenden, also von allen neuen Ausgaben älterer bedeutender Werke sich Notiz zu verschaffen, zu prüfen, inwieweit die Herausgabe das Original unangetastet gelassen oder wo sie es ungehöriger Weise verändert, endlich in einer hoffentlich im nächsten Jahre sich wiederholenden allgemeinen Versammlung über das Ergebnis der Wirksamkeit der Sektion Bericht zu erstatten.

Sodann möchte ich einen Antrag stellen auf Gründung einer *Sektion zur Ausfindung verdorbener Stellen in klassischen Werken*, in dem Sinn, wie ich schon früher in dem Aufsatz «Über einige mutmaßlich korrumpierte Stellen in Bachschen, Mozartschen und Beethovenschen Werken» (Neue Zeitschrift für Musik, Band 15, 1841). – Dieser Sektion müßte, wie der vorher genannten, es gleichfalls obliegen, alles hierher Passende ausfindig zu machen und zu sammeln und in der nächsten Versammlung zur Sprache zu bringen. Das gäbe interessante, durch und durch praktisch eingreifende Debatten ...

Sodann wünsche ich zur Sprache gebracht *das französische Titelwesen*, desgleichen den *Mißbrauch italienischer Vortragsbezeichnung* in Kompositionen deutscher Tonsetzer, und würde Sie bitten, einen Antrag zu stellen auf Abschaffung aller Titel in französischer Sprache, wie auf Ausmerzung solcher italienischer Vortragsbezeichnungen, die sich eben-
sogut, wo nicht besser, in deutscher Sprache ausdrücken lassen.

Endlich richte die Versammlung ihr Augenmerk auch darauf, auf welche Weise künftige, hoffentlich alljährlich wiederkehrende Versammlungen so ein-
zurichten seien, *daß durch sie auch für die Aufmunterung namentlich jüngerer Tonsetzer etwas genützt werde*, geschehe dies nun durch eine öffentliche Aufforderung einer dazu sich konstituierenden Sektion, Manuskriptkompositionen irgend einer bedeutenden Kunstgattung (also größere Kirchenstücke, Symphonien, Quartette für Streichmusik) an die Sektion einzusenden, aus denen die besten gewählt und in der nächsten allgemeinen Versammlung zu öffentlicher Aufführung kommen, – oder auf die sonst übliche Weise einer Preisausschreibung oder sonstwie.

Dies, lieber Freund, sind meine Anträge; bringen Sie sie nun zur Sprache und machen Sie sie zu Ihren eigenen Motiven oder sonst daraus, was Sie wollen. Ich fühle, wie schwer sich schriftlich aussprechen läßt, was die eindringliche Rede weit schneller vermag.

(Schumann schrieb obigen Brief an Franz *Brendel*, der seit 1845 die von Schumann gegründete «Neue Zeitschrift für Musik» leitete und der die Schaffung eines «Allgemeinen deutschen Tonkünstlervereins» angeregt hatte. Die gründende «Erste Versammlung deutscher Tonkünstler und Musikfreunde» fand am 13. und 14. August in Leipzig statt. In ihr verlas Brendel Schumanns Brief; seine Anträge sind zum Teil auch heute noch von großer praktischer Bedeutung. – Daß sich Schumann später etwas von Brendels Bestrebungen distanzierte, zeigt die im Folgenden wiedergegebene Stelle aus einem am 16. Oktober 1849 an Brendel gerichteten Brief.)

Vom Beitritt zu Ihrem Verein entbinden Sie mich, lieber Brendel. Sie wissen, ich habe immer das Freie, Unabhängige geliebt, bin nie einem Verein, welcher Art er sei, beigetreten und werde es auch künftig nicht. Es muß jedem gestattet sein, die Pflichten gegen die Kunst *auf seine Weise* zu erfüllen, und so lassen Sie mir die meinige ... Das geistige Band, das uns zusammenhält, ist das unzerreißbarste. Darum konstituierte ich in früheren Zeiten, wo uns alle jungen Talente beigesprungen, den Davidsbund *nicht*; wir kannten uns aber Alle. Deshalb denke ich aber keineswegs von Ihnen und andern Bestrebungen gering. Das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen ...

Felix Mendelssohn

Der Spielende:

Mendelssohn halte ich *für den ersten Musiker* der Gegenwart und ziehe vor ihm, wie vor einem Meister, den Hut. Er *spielt* nur mit allem und namentlich

mit den Orchestermassen, aber wie frei, wie zart, wie künstlerisch, wie durchaus meisterhaft.

Orgelsonaten:

Überall das Vorwärtstreben, weshalb Sie mir immer als Vorbild dastehen. Diese echt-poetischen, neuen Formen wieder, wie sie sich in jeder Sonate zum vollkommenen Bild runden! Wenn ich mir bei Bach immer nur ihn selber an der Orgel spielend vorstelle, so denk ich bei Ihnen mehr an eine tastende Cäcilia – und wie schön, daß das gerade der Name Ihrer Frau ist. Vor allem haben mir Nr. 5 und 6 bedeutend geschienen; es ist doch wahr, lieber Mendelssohn – so reine Harmonien, so immer reiner und verklärter schreibt niemand weiter.

Violinkonzert:

Kritisieren nach dem ersten Hören eines solchen Stückes kann ich nicht – aber mich ganz hingeben – dann drängt sich mir wohl auch ein Bild auf, und daß ich's nicht verschweige, welches es war: das einer Grazie, die, sich auf Augenblicke wie selbstvergessend, von leidenschaftlicheren Regungen ergriffen wird, daß sie wie die Muse selber anzusehen ist; gleich malen möchte ich es.

Nachruf:

Zu Mendelssohn mußten wir alle mit Verehrung hinaufblicken. Er erschien, wie jenes Wunderbild,

einem stets um einige Zoll höher als man selbst sich fühlte, und so gut, so bescheiden war er dabei! Nun ist ihm wohl! Zeuge der letzten großen Welterschütterung (der Revolution von 1848) sollte er nicht mehr sein, war doch seine Mission eine andere: die des Glückes und Friedens.

(In Briefen aus den Jahren 1839–1848.)

Über eigene Werke

Frühe Klavierkompositionen:

Mit einiger Scheu lege ich Ihnen ein Paket älterer Kompositionen von mir bei. Sie werden, was unreif, unvollendet an ihnen ist, leicht entdecken. Es sind meistens Widerspiegelungen meines wildbewegten früheren Lebens; Mensch und Musiker suchten sich immer gleichzeitig bei mir auszusprechen; es ist wohl auch noch jetzt so, wo ich mich freilich und auch meine Kunst mehr beherrschen gelernt habe. Wie viele Freuden und Leiden in diesem kleinen Häuflein Noten zusammen begraben liegen, Ihr mitfühlendes Herz wird das herausfinden ...

Zur Ersten Symphonie:

... Ich hab' in den vorigen Tagen eine Arbeit vollendet (wenigstens in den Umrissen), über die ich ganz selig gewesen, die mich aber auch ganz erschöpft. Denken Sie, eine ganze Symphonie – und obendrein eine *Frühlingssymphonie* – ich kann es kaum

selber glauben, daß sie fertig ist. Doch fehlt noch die Ausführung der Partitur ...

*

... Gleich den ersten Trompeteneinsatz möcht' ich, daß er wie aus der Höhe klänge, wie ein Ruf zum Erwachen – in das Folgende der Einleitung könnte ich dann hineinlegen, wie es überall zu grüneln anfängt, wohl gar ein Schmetterling auf-
fliegt, und im Allegro, wie nach und nach alles zusammenkommt, was zum Frühling etwa gehört. Doch das sind Phantasien, die mir *nach* Vollendung der Arbeit ankamen; nur vom letzten Satz will ich Ihnen sagen, daß ich mir Frühlings*abschied* darunter denken möchte, daß ich ihn darum nicht zu frivol genommen wünschte ...

*

... Ich schrieb die Symphonie zu Ende Winters 1841, wenn ich es sagen darf, in jenem Frühlingsdrang, der den Menschen wohl bis in das höchste Alter hinreißt und in jedem Jahr von neuem überfällt. Schildern, malen wollte ich nicht: daß aber eben die Zeit, in der die Symphonie entstand, auf ihre Gestaltung, und daß sie gerade so geworden ist wie sie ist, eingewirkt hat, glaube ich wohl.

Zum «Album für die Jugend»:

... Freilich liebt man die jüngsten Kinder immer am meisten; aber diese sind mir besonders an's Herz

gewachsen – und eigentlich recht aus dem Familienleben heraus. Die ersten der Stücke im *Album* schrieb ich nämlich für unser ältestes Kind zu seinem Geburtstag, und so kam eines nach dem andern hinzu. Es war mir, als fing ich noch einmal von vorn an zu komponieren. Und auch vom alten Humor werden Sie hier und da spüren. Von den *Kinderszenen* unterscheiden sie sich durchaus. Diese sind Rückspiegelungen eines Älteren und für Ältere, während das Weihnachtsalbum mehr Vorspiegelungen, Ahnungen, künftige Zustände für *Jüngere* enthält.

Zum «Paradies und die Peri»:

... ein Oratorium, aber nicht für den Betsaal – sondern für heitere Menschen – und eine Stimme flüsterte mir manchmal zu, als ich schrieb: «Dies ist nicht ganz umsonst, was du tust.»

*

... Es hängt *Herzblut* an dieser Arbeit. Namentlich zwei Vorwürfen, die ihr hier gemacht werden – der *Mangel* an Rezitativen und die fortlaufende *Aneinanderreibung* der Musikstücke –, die mir gerade Vorzüge der Arbeit, ein wahrer formeller Fortschritt zu sein scheinen – wünscht' ich, daß Sie sie ins Auge faßten.

Zu den «Szenen aus Faust»:

Das Leben hat wieder Schimmer; Hoffnung und Vertrauen kehren allmählich wieder. Ich glaube, ich hatte zuviel musiziert, zuletzt mich noch viel mit meiner Musik zum Goetheschen Faust beschäftigt – zuletzt versagte Geist und Körper den Dienst ... Musik konnte ich in der vergangenen Zeit gar nicht hören, es schnitt mir wie mit Messern in die Nerven ... Der Faust beschäftigt mich noch sehr. Was meinen Sie zu der Idee, den ganzen Stoff als *Oratorium* zu behandeln? Ist sie nicht kühn und schön? Nur denken darf ich jetzt daran ...

*

... Das Ergriffensein von der sublimen Poesie grade jenes Schlusses ließ mich die Arbeit wagen; ich weiß nicht, ob ich sie jemals veröffentlichen werde ...

*

Am liebsten war mir, von Vielen zu hören, daß ihnen die Musik die Dichtung erst recht klar gemacht. Denn oft fürchtete ich den Vorwurf: «Wozu Musik zu solch vollendeter Poesie?» – Andernteils fühlt ich es, seitdem ich diese Szene (den Schluß des zweiten Teils) kenne, daß ihr gerade Musik größere Wirkung verleihen könnte ...

Zu «Manfred»:

Wir haben gestern die Ouvertüre probiert; meine alte Liebe zur Dichtung ist dadurch wieder wach geworden. Wie schön, wenn wir das gewaltige Zeugnis höchster Dichterkraft den Menschen vorführen könnten! Sie gaben mir Hoffnung dazu; haben Sie einmal wieder darüber nachgedacht? – Die Ausführbarkeit gilt mir für ausgemacht; einiges Bedenkliche wäre freilich mit dem Regisseur zu besprechen; so z. B., ob die Geister in der ersten Abteilung nicht auch dem Auge sichtbar sein müßten (wie ich glaube). Das Ganze müßte man dem Publikum nicht als Oper oder Singspiel oder Melodram, sondern als «dramatisches Gedicht mit Musik» ankündigen. – Es wäre etwas ganz Neues und Unerhörtes ...

*

... Mit der Möglichkeit der Ausführung, die Sie in Aussicht stellen so freundlich sind, wandelt mich doch auch ein *leises Grauen* an vor der Größe des Unternehmens – ich kann es nicht leugnen ...

*

... Von den Musikstücken lege ich Ihnen vor allem die Ouvertüre ans Herz; ich halte sie, wenn ich es Ihnen sagen darf, für eines meiner kräftigsten Kinder und wünschte, daß Sie dasselbe finden möchten ... Die Hauptsache bleibt natürlich immer die Dar-

stellung der Rolle des Manfred; die Musik ist nur Folie.

(In Briefen aus den Jahren 1841–1851.)

An junge Künstler

Leipzig, den 4. August 1842.

Haben Sie Dank für Ihr Vertrauen, das ich gern durch Offenheit erwidern möchte. Aber eine Verständigung aus der Ferne hat immer ihr Schwieriges. Noch dazu weiß ich nicht, was Sie sich für einen Lebensplan gebildet haben – und so muß ich mich denn hauptsächlich an das rein Musikalische halten, wie es sich mir aus Ihren Kompositionen darstellt. – Sie scheinen auf der Orgel vorzugsweise heimisch. Das ist ein großer Vorteil, und der größte Komponist der Welt (J. S. Bach) hat ja für sie die meisten seiner herrlichsten Sachen geschrieben. Andernteils verführt aber die Orgel grade auch leicht zu einer gewissen bequemen Art des Schaffens, da auf ihr alles gleich gut und schön klingt. Schreiben Sie wenigstens nicht zu viel kleine Sachen und versuchen sich in größeren Formen, in der Fuge, der Tokkata usw., von denen ja Bach die höchsten Muster aufgestellt. – Wollen Sie sich aber nicht vorzugsweise zum Organisten bilden, so versuchen Sie sich in der Klaviersonate, dem Streichquartett, vor allem schreiben Sie auch für *Gesang*, dies bringt am schnellsten weiter und den *innern Musikmenschen* zur

Blüte. – *Lesen* Sie auch viel Musik; dies schärft das innere Ohr hauptsächlich. Spielen Sie nicht eher ein Stück, als bis Sie es genau *inwendig* gehört. Dazu würde ich Ihnen namentlich die 320 Bach'schen Choräle und das «Wohltemperierte Klavier» empfehlen.

(An J. G. Herzog, Lehrer in Bruck, später Musikdirektor in Erlangen.)

*

Düsseldorf, den 22. September 1851.

Wenn ich Ihnen für die Bereitwilligkeit, mit der Sie mir Ihre Arbeit mitteilten, verbunden bin, so muß ich mich dagegen gegen den andern Teil Ihres Schreibens verwahren, der mir, Ihrer und meiner Stellung nach, wie eine anmaßliche Überhebung erscheint. Wie kommen Sie, der Sie der Welt noch keine Probe künstlerischer oder kritischer Befähigung gegeben, wie kommen Sie dazu, einem Manne, der wenigstens einige kleine geliefert, Verweise zu erteilen, wie man sie Anfängern gibt? Haben Sie sich dies nicht überlegt? Was Sie mir da schreiben, das war mir schon vor dreißig Jahren nichts Neues, das habe ich schon vor zehn Jahren beinahe meinen Eleven am Leipziger Konservatorium doziert.

Und sollten Ihnen meine Kompositionen, namentlich die größeren, nicht hier und da beweisen, daß ich einige Bekanntschaft mit Meistern gepflogen habe? Bei *diesen* weiß ich und wußte ich mir immer

Rats zu erholen, beim einfachen Gluck, beim komplizierteren Händel, beim *kompliziertesten* Bach! Studieren Sie nur namentlich den letzteren, und es wird Ihnen die komplizierteste meiner Arbeiten noch einfach genug vorkommen. Sollte Ihnen auch das nicht aus meiner Musik klar geworden sein, daß es mir noch um etwas anderes zu tun, als Kinder und Dilettanten zu amüsieren? Als ob es nur eine, zwei Formen gäbe, in die sich alle geistigen Gebilde schmiegen müßten, als ob nicht der Gedanke seine Form von selbst mit auf die Welt brächte! Als ob nicht jedes Kunstwerk einen anderen Gehalt haben müsse und mithin auch eine andere Gestalt! Also, ich gebe Ihnen Herrn O. v. Redwitz hundertmal hin für Jean Paul, und Shakespeare ist mir noch lieber.

(An den Kandidaten J. N. in T., der einen Operntext eingesandt hatte und gleichzeitig Schumann riet, dem Romantismus zu entsagen und immer «klar und allgemeinverständlich» zu schreiben, wobei er u. a. auch auf O. v. Redwitz, den Verfasser des damals viel gelesenen «Amaranth» hinwies und ihn über Jean Paul stellte.)

*

Dresden, den 3. September 1846.

Viel habe ich mich mit Ihnen beschäftigt, vieles in Ihrem Briefe wiederholt gelesen, des jugendlichen Mutes mich gefreut, der sich darin ausspricht, wie mancher hellen und praktischen Ansichten darin. –

Alles in allem erwogen, möchte ich Ihnen dennoch einiges zu bedenken geben, ehe Sie sich entschließen (die Musik zum Lebensberuf zu wählen). War ich doch in einer ähnlichen Lage wie Sie, hatte ich es doch auch mit einer sorglichen Mutter zu tun und kleinstädtische Vorurteile zu bekämpfen. Dem großen Drange aber kamen ziemlich günstige äußere Verhältnisse zu Hilfe – es kam, wie es kommen mußte – ich ward Musiker – meine Mutter war glücklich, mich glücklich zu wissen. Aber ohne jene äußeren günstigen Verhältnisse – wer weiß, was aus mir geworden und ob ich nicht dem Schicksal erlegen, dem mittellose Talente so oft zum Raube werden. Wie wehe es mir tut, Sie gerade auf die Stelle Ihres Briefes aufmerksam machen zu müssen, wo Sie mir von Ihren Verhältnissen so offen und vertrauensvoll schreiben, kann ich ihnen nicht sagen. Sie hielten, mir dies mitzuteilen, selbst für wichtig genug, und das ist es auch.

Düsseldorf, den 28. Dezember 1853.

Es hat mich gefreut, zu hören, daß Sie festen Fuß gefaßt haben. Es folgt dann eines aus dem andern – und daß Sie eine edle künstlerische Richtung verfolgen werden, habe ich wohl vermutet. – Ich möchte, Sie komponierten so, wie Sie Briefe schreiben – so leicht, natürlich humoristisch und gedankenvoll. Aber dies Gefühl geben mir Ihre Kompositionen nicht. – Sie müssen's vor allem in

Erfindung schöner und neuer Melodien suchen. Das Kombinatorische darf nur das Zufällige sein. Wenn man in freien Formen schaffen will, so muß man erst die gebundenen, für alle Zeiten gültigen Formen beherrschen. Es würde Ihnen gewiß besser sein, Sie schrieben Sonaten nach alter Formweise, als daß Sie sich in zwanglosen ergehen. – Dann machen Sie sich auch vom subjektiven Klavier los. Chor und Orchester heben uns über uns selbst weg. Sie haben jetzt Gelegenheit, auf diesen höheren Terrains sich umzusehen und sie für die eignen Leistungen zu benutzen. Schreiben Sie für Orchester und namentlich für Chor! – So will ich denn wünschen, daß, was ich schrieb, Sie so aufnehmen, wie ich's meinte. Ich möchte junge, so ehrlich strebende Künstler gern fördern; dies ist nur durch offene Aussprache möglich.

(An L. S. Meinardus, zuerst Gymnasiast in Javern, dann Musikdirektor in Groß-Glogau.)

Johannes Brahms

Das ist der, der kommen mußte!

*

Düsseldorf, den 8. Oktober 1853.

Wir leben jetzt recht in musikalischer Zeit. Es ist hier ein junger Mann erschienen, der uns mit seiner wunderbaren Musik auf das Allertiefste ergriffen

hat, und, wie ich überzeugt bin, die größte Bewegung in der musikalischen Welt hervorrufen wird.

(An Dr. Hermann Härtel in Leipzig.)

*

Düsseldorf, den 8. Oktober 1853.

Nur das glaube ich, daß, wenn ich jünger wäre, ich vielleicht einige Polymeter auf den jungen Adler, der so plötzlich und unvermutet aus den Alpen dahergeflogen nach Düsseldorf, machen könnte. Oder man könnte ihn auch einem prächtigen Strom vergleichen, der, wie der Niagara, am schönsten sich zeigt, wenn er als Wasserfall brausend aus der Höhe herabstürzt, auf seinen Wellen den Regenbogen tragend, und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet. Nun, ich glaube, Johannes ist der wahre Apostel, der auch Offenbarungen schreiben wird, die viele Pharisäer auch nach Jahrhunderten noch nicht enträtseln werden.

(An Joseph Joachim.)

*

Düsseldorf, den 6. Januar 1854.

Nun – wo ist Johannes? Ist er bei Ihnen? Dann grüßen Sie ihn. Fliegt er hoch – oder nur unter Blumen? Läßt er noch keine Pauken und Drommeten erschallen? Er soll sich immer an die Anfänge der Beethovenschen Symphonien erinnern; er soll

etwas Ähnliches zu machen suchen. Der Anfang ist die Hauptsache; hat man angefangen, dann kommt einem das Ende wie von selbst entgegen.

(An Joseph Joachim.)

Neue Bahnen

Es sind Jahre verflossen, – beinahe ebenso viele, als ich der früheren Redaktion dieser Blätter widmete, nämlich zehn, – daß ich mich auf diesem an Erinnerungen so reichen Terrain einmal hätte vernehmen lassen. Oft, trotz angestrengter produktiver Tätigkeit, fühlte ich mich angeregt; manche neue, bedeutende Talente erschienen, eine neue Kraft der Musik schien sich anzukündigen, wie dies viele der hochaufstrebenden Künstler der jüngsten Zeit bezeugen, wenn auch deren Produktionen mehr einem engeren Kreise bekannt sind. Ich dachte, die Bahnen dieser Auserwählten mit der größten Teilnahme verfolgend, es würde und müsse nach solchem Vorgang einmal plötzlich einer erscheinen, der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen wäre, einer, der uns die Meisterschaft nicht in stufenweiser Entfaltung brächte, sondern, wie Minerva, gleich vollkommen gepanzert aus dem Haupt des Kronion spränge. Und er ist gekommen, ein junges Blut, an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten. Er heißt *Johannes Brahms*, kam von Hamburg, dort in dunkler Stille schaffend, aber von einem trefflichen und be-

geistert zutragenden Lehrer gebildet in den schwierigsten Satzungen der Kunst, mir kurz vorher von einem verehrten bekannten Meister empfohlen. Er trug, auch im Äußeren, alle Anzeichen an sich, die uns ankündigen: das ist ein Berufener. Am Klavier sitzend, fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Wir wurden in immer zauberischere Kreise hineingezogen. Dazu kam ein ganz geniales Spiel, das aus dem Klavier ein Orchester von wehklagenden und lautjubelnden Stimmen machte. Es waren Sonaten, mehr verschleierte Symphonien, – Lieder, deren Poesie man, ohne die Worte zu kennen, verstehen würde, obwohl eine tiefe Gesangsmelodie sich durch alle hindurchzieht, – einzelne Klavierstücke, teilweise dämonischer Natur, von der anmutigsten Form, – dann Sonaten für Violine und Klavier, – Quartette für Saiteninstrumente, – und jedes so abweichend vom andern, daß sie jedes verschiedenen Quellen zu entströmen schienen. Und dann schien es, als vereinigte er, als Strom dahinbrausend, alle wie zu einem Wasserfall, über die hinunterstürzenden Wogen den friedlichen Regenbogen tragend und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet.

Wenn er seinen Zauberstab dahin senken wird, wo ihm die Mächte der Massen, im Chor und Orchester, ihre Kräfte leihen, so stehen uns noch wunderbare Blicke in die Geheimnisse der Geisterwelt bevor. Möchte ihn der höchste Genius dazu stärken, wozu die Voraussicht da ist, da ihm auch ein an-

derer Genius, der der Bescheidenheit, innewohnt. Seine Mitgenossen begrüßen ihn bei seinem ersten Gang durch die Welt, wo seiner vielleicht Wunden warten werden, aber auch Lorbeeren und Palmen; wir heißen ihn willkommen als starken Streiter.

Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündnis verwandter Geister. Schließt, die Ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend!

(Letzte musikliterarische Arbeit Schumanns. Im Oktober 1853 in der «Neuen Zeitschrift für Musik» erschienen.)

Richard Wagner

... Was Sie mir über *Wagner* schreiben, hat mich zu hören sehr interessiert. Er ist, wenn ich mich kurz ausdrücken soll, kein guter Musiker; es fehlt ihm an Sinn für Form und Wohlklang. Aber Sie dürfen ihn nicht nach Klavierauszügen beurteilen. Sie würden sich an vielen Stellen seiner Opern, hörten Sie sie von der Bühne, gewiß einer tiefen Erregung nicht erwehren können.

Und ist es nicht das klare Sonnenlicht, das der Genius ausstrahlt, so ist es doch oft ein geheimnisvoller Zauber, der sich unserer Sinne bemächtigt. Aber, wie gesagt, die Musik, abgezogen von der Darstellung, ist gering, oft geradezu dilettantisch, gehaltlos und widerwärtig, und es ist leider ein Beweis verdorbener Kunstbildung, wenn man in Angesicht so vieler dramatischer Meisterwerke, wie

die Deutschen aufzuweisen haben, diese neben jenen herabzusetzen wagt. Doch genug davon. Die Zukunft wird auch über dieses richten.

(Am 8. Mai 1853 aus Düsseldorf an Debrois van Bruyck in Wien.)

Stolze Abwehr

... Daß Sie der Hoplit¹⁾ waren, das wußt' ich gar nicht. Denn ich harmoniere nicht sonderlich mit seinem und seiner Partei Liszt-Wagner'schen Enthusiasmus. Was Sie für Zukunftsmusiker halten, das halt' ich für Gegenwartsmusiker, und was Sie für Vergangenheitsmusiker (Bach, Händel, Beethoven), das scheinen mir die besten Zukunftsmusiker. Geistige Schönheit in schönster Form kann ich nie für «einen überwundenen Standpunkt» halten. Hat diese etwa R. Wagner? Und wo sind denn die genialen Leistungen Liszts – wo stecken sie? Vielleicht in seinem Pulte? will er vielleicht die Zukunft abwarten, weil er fürchtet, man versteh' ihn jetzt nicht? Darum – ich kann nicht mit diesem Hoplitschen Enthusiasmus harmonieren.

Sie haben auch mich in Ihrer Broschüre genannt und die Ouvertüre zu «Hamlet» (von Joachim) mit großer Teilnahme besprochen. Aber Sie haben auch an anderer Stelle über mich sich ausgelassen, daß ich glaube, Sie verstehen mich nicht. Sie sprechen von einem Fehlen von Liebe, die keine Re-

¹⁾ Pseudonym von Richard Pohl.

flexion ersetzen könne. Haben Sie sich wohl überlegt, was Sie da geschrieben haben? Sie sprechen von Mangel an Objektivität – haben Sie sich das auch überlegt? Meine vier Symphonien, sind sie eine wie die andere? oder meine Trios? oder meine Lieder? Überhaupt, gibt es zweierlei Arten Schaffen? Ein ob- und subjektives? War Beethoven ein objektiver? Ich will Ihnen sagen: das sind Geheimnisse, denen man nicht mit so elenden Worten beikommen kann. Dann sprechen Sie von Zwittergattungen! Meinen Sie etwa das Requiem der Mignon, – das Nachtlied, die Pilgerfahrt der Rose, den Königssohn und des Sängers Fluch, und die Manuskriptballaden, die ich noch habe, vom Pagen und der Königstochter, das Glück von Edenhall – ei, das könnte mich ja bestimmen, die Sachen zurückzulegen und mein Requiem anzustimmen, das auch noch im Pulte liegt.

Lieber Herr Hoplit! Der Humor ist die Hauptsache und dann, was Sie an meinen Kompositionen vermissen und was namentlich dem Lied «Du meine Seele» fehlt, die Liebe. Diese beiden Hauptsachen will ich anwenden, um über das, was Sie mir angetan, hinwegzukommen. Noch Eins: ich habe, so lang ich öffentlich schrieb, es für meine heilige Pflicht gehalten, jedes Wort, das ich aussprach, auf das Strengste zu prüfen. Ich habe jetzt auch die freudige Genugtuung, bei der neuen Ausgabe meiner Schriften fast alles unverändert stehen lassen zu können! Ich bin älter als Sie, ich blicke

durch mein langjähriges Schaffen und Arbeiten tiefer und klarer in die Geheimnisse. Suchen Sie's nicht in philosophischen Ausdrücken, nicht in spitzfindigen Unterscheidungen. Jean Paul mit seinem innigen Gemüt hat die Musik tiefer begriffen als der scharfdenkende Kant.

(Am 6. Februar 1854 an den Musikschriftsteller Richard Pohl in Weimar.)

Abnungsvoller Abschied

Düsseldorf, den 6. Februar 1854.

... und auch zwischen diesen Zeilen steht eine Geheimschrift, die später hervorbrechen wird.

Die Musik schweigt jetzt – wenigstens äußerlich.

Nun will ich schließen. Es dunkelt schon ...

(Aus dem letzten Brief an Joseph Joachim. Einige Tage nachher verfiel Schumann geistiger Umnachtung, aus der ihn erst am 29. Juli 1856 der Tod erlöste.)

V

TRAGISCHER AUSGANG

Aus Claras Tagebuch

Freitag, den 10. (Februar 1854), in der Nacht auf Sonnabend, bekam Robert eine so heftige Gehörsaffektion die ganze Nacht hindurch, daß er kein Auge schloß. Er hörte immer ein und denselben Ton und dazu zuweilen noch ein anderes Intervall. Den Tag über legte es sich. Die Nacht auf Sonntag war wieder eben so schlimm und der Tag auch, denn das Leiden blieb nur zwei Stunden am Morgen aus und stellte sich schon um 10 Uhr wieder ein. Mein armer Robert leidet schrecklich! alles Geräusch klingt ihm wie Musik! er sagt, es sei Musik so herrlich mit so wundervoll klingenden Instrumenten, wie man auf der Erde nie hörte! aber es greift ihn natürlich furchtbar an. Der Arzt sagt, er könne gar nichts tun. – Die nächstfolgenden Nächte waren sehr schlimm, wir schliefen fast gar nicht. – Den Tag über versuchte er zu arbeiten, doch es gelang ihm nur mit entsetzlicher Anstrengung. Er äußerte mehrmals, wenn das nicht aufhöre, müsse es seinen Geist zerstören. – Die Gehörsaffektionen hatten sich so weit gesteigert, daß er ganze Stücke wie von einem vollen Orchester hörte, von Anfang bis zum Ende, und auf dem letzten Akkorde blieb der Klang, bis Robert die Gedanken auf ein anderes Stück lenkte. Ach, und nichts konnte man tun zu seiner Erleichterung! – Die Gehörstäuschungen steigerten sich vom 10.–17. Februar in hohem Grad. Wir nahmen einen andern Arzt, Regimentsarzt Dr. Böger, an,

und auch Dr. Hasenclever kam täglich, jedoch nur als ratender Freund.

Freitag den 17., nachts, als wir nicht lange zu Bett waren, stand Robert wieder auf und schrieb ein Thema auf, welches, wie er sagte, ihm die Engel vorsangen; nachdem er es beendet, legte er sich nieder und phantasierte nun die ganze Nacht, immer mit offenen, zum Himmel aufgeschlagenen Blicken; er war des festen Glaubens, Engel umschweben ihn und machen ihm die herrlichsten Offenbarungen, alles das in wundervoller Musik; sie riefen uns Willkommen zu, und wir würden beide vereint, noch ehe das Jahr verflossen, bei ihnen sein. – Der Morgen kam und mit ihm eine furchtbare Änderung! Die Engelstimmen verwandelten sich in Dämonenstimmen mit gräßlicher Musik; sie sagten ihm, er sei ein Sünder, und sie wollen ihn in die Hölle werfen, kurz, sein Zustand wuchs bis zu einem förmlichen Nervenparoxysmus; er schrie vor Schmerzen, und zwei Ärzte, die glücklicherweise schnell genug kamen, konnten ihn kaum halten. Nie will ich diesen Anblick vergessen, ich litt mit ihm wahre Folterqualen. Nach etwa einer halben Stunde wurde er ruhiger und meinte, es lassen sich wieder freundlichere Stimmen hören, die ihm Mut zusprechen. Die Ärzte brachten ihn zu Bett, und einige Stunden ließ er es sich auch gefallen, dann stand er aber wieder auf und machte Korrekturen von seinem Violoncellkonzert, er meinte dadurch etwas erleichtert zu werden von dem ewigen Klange der Stimmen.

Sonntag, den 19., brachte er im Bett zu unter großen Qualen der bösen Geister! daß wirklich überirdische und unterirdische Menschen ihn umschweben, ließ er sich durchaus nicht ausreden; wohl glaubte er, wenn ich ihm sagte, er sei sehr krank, seine Kopfnerven furchtbar überreizt, aber von dem Glauben an die Geister brachte ich ihn keinen Augenblick ab, im Gegenteil sagte er mir mehrmals mit wehmütiger Stimme, du wirst mir doch glauben, liebe Clara, daß ich dir keine Unwahrheiten sage! Es blieb mir nichts übrig, als ihm ruhig zuzugeben, denn ich regte ihn durch Zureden nur noch mehr auf. Abends 11 Uhr wurde er plötzlich ruhiger, die Engel versprachen ihm Schlaf. – Montag, den 20., verbrachte Robert den ganzen Tag an seinem Schreibpult, Papier, Feder und Tinte vor sich, und horchte auf die Engelstimmen, schrieb dann wohl öfter einige Worte, aber wenig, und horchte immer wieder. Er hatte dabei einen Blick voll Seligkeit, den ich nie vergessen kann; und doch zerschnitt mir diese unnatürliche Seligkeit das Herz ebenso, als wenn er unter bösen Geistern litt. Ach es erfüllte ja dies alles mein Herz mit der furchtbarsten Sorge, welch ein Ende das nehmen solle; ich sah seinen Geist immer mehr gestört und hatte doch noch nicht die Idee von dem, was ihm und mir noch bevorstand. – Dienstag, den 21. Februar, schliefen wir wieder die ganze Nacht nicht; er sprach immer davon, er sei ein Verbrecher und solle eigentlich immer in der Bibel lesen ...

Die nächstfolgenden Tage blieb es immer dasselbe, immer abwechselnd gute und böse Geister um ihn, aber nicht mehr immer in Musik, sondern oft nur sprechend. Dabei aber hatte er so viel Klarheit des Geistes, daß er zu dem wundervoll rührenden, wirklich frommen Thema, welches er in der Nacht des 10. niedergeschrieben, ebenso rührende, ergreifende Variationen machte, auch schrieb er noch zwei Geschäftsbriefe. – In den Nächten hatte er oft Momente, wo er mich bat, von ihm zu gehen, weil er mir ein Leid antun könnte! ich ging dann wohl auf Augenblicke, um ihn zu beruhigen; kam ich dann wieder zu ihm, so war es wieder gut. – Oft klagte er, daß es in seinem Gehirn herumwühle, und dann behauptete er, es sei in kurzer Zeit aus mit ihm, nahm dann Abschied von mir, traf allerlei Verordnungen über sein Geld und Kompositionen usw. – Sonntag, den 26., war die Stimmung etwas besser, und da spielte er dem Herrn Dietrich abends noch mit größtem Interesse eine Sonate von einem jungen Musiker vor, geriet aber dabei in eine so freudige Exaltation, daß ihm der Schweiß nur so herunterfloß von der Stirn. Darauf aß er mit furchtbarer Hast viel zu Abend. Da plötzlich 9½ Uhr stand er vom Sopha auf und wollte seine Kleider haben, denn er sagte, er müsse in die Irrenanstalt, da er seiner Sinne nicht mehr mächtig sei und nicht wissen könne, was er in der Nacht am Ende täte; er legte sich alles zu recht, was er mitnehmen wolle, Uhr, Geld, Notenpapier, Federn, Zigarren, kurz, alles mit der klarsten

Überlegung; und als ich ihm sagte: «Robert, willst du deine Frau und Kinder verlassen?», erwiderte er: «Es ist ja nicht auf lange, ich komme bald genesen zurück!» – Dr. Böger bewog ihn aber, zu Bett zu gehen, und vertröstete ihn auf morgen. Mir erlaubte er die Nacht nicht, bei ihm zu bleiben, ich mußte einen Wärter holen lassen, blieb aber natürlich im Nebenzimmer. Anfangs unterhielt er sich mit dem Wärter ziemlich unbefangen, dann las er viel in Journalen, und zuletzt schlummerte er wohl minutenweise ...

Ach, welch schrecklicher Morgen sollte herbrechen! Robert stand auf, aber so tief melancholisch, daß es sich nicht beschreiben läßt! Wenn ich ihn nur berührte, sagte er: «Ach Clara, ich bin deiner Liebe nicht wert.» Das sagte er, zu dem ich immer in größter, tiefster Verehrung aufblickte. – Er schrieb die Variationen aufs Reine, noch war er an der letzten, da plötzlich – ich hatte nur auf wenige Augenblicke das Zimmer verlassen und Mariechen zu ihm sitzen lassen, um mit Dr. Hasenclever etwas im andern Zimmer zu sprechen – verließ er sein Zimmer und ging seufzend ins Schlafzimmer. Marie glaubte, er werde gleich wiederkehren, doch er kam nicht, sondern lief, nur im Rock, im schrecklichsten Regenwetter, ohne Stiefel, ohne Weste fort. Bertha stürzte plötzlich herein und sagte es mir, daß er fort sei – was ich empfand, ist nicht zu beschreiben, nur so viel weiß ich, daß es mir war, als höre das Herz auf zu schlagen. Dietrich, Hasen-

clever, kurz alle, die nur da waren, liefen fort, ihn zu suchen, fanden ihn aber nicht, bis zwei Fremde ihn nach etwa einer Stunde nach Haus geführt brachten, ... aber ich Unglückliche sah ihn nicht mehr! als man ihn zu Haus ins Bett gebracht, wollte man ihn nicht aufregen durch das Wiedersehen mit mir, und so entschloß ich mich, für diesen Tag zu Fr. Leser mitzugehen, denn im Hause bleiben und ihn nicht sehen, das wäre mir zuviel gewesen! ...

(Man hatte Frau Schumann, die damals im 6. Monat der Schwangerschaft war – der Sohn Felix kam am 11. Juni 1854 zur Welt –, verschwiegen, daß sich ihr Mann von der Mitte der Rheinbrücke in den Fluß gestürzt hatte und von einigen Fischern von einem Kahn aus gerettet worden war.)

*

Welch schreckliche Tage verbrachte ich nun wieder! Ich durfte nicht zu ihm, doch bekam ich jede Stunde Nachricht von ihm. Er frug selten nach mir, und als man ihm sagte, ich sei bei Fr. Leser, war er ganz zufrieden. – Dienstag, den 28. Februar, war er wieder den ganzen Tag aus dem Bett und immer schreibend an seinem Schreibtisch. Die Ärzte hatten ihm zwei Wärter besorgt, welche er gleich sehr gern um sich hatte, wie er denn überhaupt gegen andre mild und freundlich war. Er schickte mir heute die Reinschrift der Variationen mit dem Zusatz, ich möchte sie doch Fr. Leser vorspielen. – Mittwoch, den 1. März, sandte ich ihm ein Veilchentöpfchen und einige Apfelsinen; er ließ

mir früh sagen, es gehe ihm recht gut, doch plötzlich bekam er wieder eine heftige Aufregung, und nun litten die Ärzte sein Aufbleiben nicht mehr, ... wenn er die Ärzte sah, so drang er immer in sie, daß sie ihn in eine Anstalt bringen sollten, denn er könne nur da genesen. Und so kamen denn Böger und Hasenclever zu mir, das Furchtbarste mir mitzuteilen, daß sie ihn nämlich in eine Privatheilanstalt nach Endenich, eine halbe Stunde von Bonn, bringen wollten. – Ihn, den herrlichen Robert, in eine Anstalt! – wie war es nur möglich, daß ich es trug! und sehen, nur noch einmal ihn ans Herz drücken, das versagte man mir! ich mußte noch dies größte aller Opfer ihm, meinem Robert, selbst bringen ... Freitag, den 3. Marz, kam Brahms von Hannover und besuchte mich gleich; er sagte, er sei nur gekommen, um mir, wenn ich es irgend wünschte, in Musik Erheiterung zu verschaffen, er wolle jetzt hier bleiben und später sich dem Robert recht widmen, wenn er wieder so weit genesen sei, daß er Fremde um sich haben dürfe. Es war wirklich rührend diese Freundschaft ...

*

(Über ihr Verhältnis zu Brahms sprach sich Clara Schumann in ihrem Tagebuch in der Form von an ihre Kinder gerichteten Botschaften mit den im Folgenden wiedergegebenen Worten aus.)

Gott sendet jedem Menschen, und sei er noch so unglücklich, immer einen Trost, und gewiß sollen

wir uns desselben erfreuen und stärken daran. Wohl habe ich euch, doch ihr seid noch Kinder, ihr kanttet den teuren Vater kaum, ihr seid noch zu jung, um tiefen Schmerz zu empfinden; ihr also konntet mir in den schrecklichen Jahren keinen Trost gewähren, Hoffnungen wohl, doch das konnte mich in solchem Schmerz nicht aufrecht erhalten. Da kam *Johannes Brahms*. Ihn liebte und verehrte euer Vater, wie außer Joachim keinen; er kam, um als treuer Freund alles Leid mit mir zu tragen; er kräftigte das Herz, das zu brechen drohte, er erhob meinen Geist, erheiterte, wo er nur konnte, mein Gemüt, kurz, er war mein Freund in vollstem Sinne des Wortes ...

Er und Joachim waren die einzigen, welche euer teurer Vater in der Krankheit sah und immer mit sichtbarer Freude empfing, solange sein Geist noch lichter war. Und er kannte Johannes nicht, wie ich ihn kenne, durch Jahre hindurch! Wohl kann ich euch sagen, meine Kinder, daß ich nie einen Freund so liebte wie ihn – es ist das schönste Einverständnis unsrer Seelen; nicht liebe ich an ihm die Jugend, nicht ist es vielleicht geschmeichelte Eitelkeit, nein, seine Geistesfrische, seine herrlich begabte Natur, sein edles Herz ist es, das ich liebe, aber eben durch die Jahre hindurch kennen lernte, wie andre es ja nicht können. Zuweilen ist er nach außen hin schroff, wohl fühlen die jungen Musiker seine Geistesüberlegenheit. – Welcher gesteht sich und dem andern das gern ein! Darum mögen sie ihn nicht,

und nur Joachim spricht seine Verehrung frei aus, weil er ihm als Künstler ebenbürtig. Jeder dieser beiden sieht an dem andern bewundernd auf, das ist etwas so Erhebendes, wie man es selten in der Welt findet. Auch Joachim, ihr wißt es, war mir ein treuer Freund, doch mit ihm lebte ich nicht immer zusammen, so war denn Johannes es allein, der mich aufrecht erhielt. Vergeßt dies, liebe Kinder, nie, und bewahrt dem Freunde, der es gewiß auch euch immer sein wird, ein dankendes Herz; glaubt eurer Mutter, was sie euch gesagt, und hört nicht kleinliche und neidische Seelen, die ihm meine Liebe und Freundschaft nicht gönnen, daher ihn anzutasten suchen oder gar unser schönes Verhältnis, das sie entweder wirklich nicht begreifen oder nicht begreifen wollen. – Ich hielt es für Pflicht, euch dies zu sagen, vergeßt es nie und nie den Dank, den ihr ihm schuldet für eure Mutter.

Die letzten Briefe von Robert Schumann

An Brahms:

(Endenich, im März 1855.)

Ihre zweite Sonate, Lieber, hat mich Ihnen wieder viel näher gebracht. Sie war mir ganz fremd; ich lebe in Ihrer Musik, daß ich sie vom Blatt halbweg gleich, einen Satz nach dem andern, spielen kann. Dem bring' ich Dankopfer. Gleich der Anfang, das pp., der ganze Satz – so gab es noch nie einen.

Andante und diese Variationen und dieses Scherzo darauf, ganz anders, als in den anderen, und das Finale, das Sostenuato, die Musik zum Anfange des zweiten Teiles, das Animato und der Schluß –, ohne Weiteres einen Lorbeerkrantz dem anderswo herkommenden Johannes. Und die Lieder (op. 3): gleich das erste, das zweite schien ich zu kennen; aber das dritte – das hat (zum Anfang) eine Melodie, wo gute Mädchen schwärmen, und der herrliche Schluß. Das vierte ganz originell. Im fünften Musik so schön – wie das Gedicht. Das sechste von den andern ganz verschieden. Die Melodie-Harmonie auf «Rauschen», «Wipfeln», das gefällt mir.

Auf baldiges Wiedersehen.

Robert

An Clara:

(Endenich, am 5. Mai 1855.)

Liebe Clara!

Am 1. Mai sandte ich Dir einen Frühlingsboten; die folgenden Tage waren aber sehr unruhige; Du erfährst aus meinem Brief, den Du bis übermorgen erhältst¹⁾, mehr. Es wehet ein Schatten darin; aber was er sonst enthält, das wird Dich, meine Holde, erfreuen.

Den Geburtstag unseres Geliebten²⁾ wußt' ich

¹⁾ Der zweite Brief wurde nicht geschrieben.

²⁾ Am 7. Mai war der 22. Geburtstag von Brahms. Schumann sandte ihm das Manuskript seiner Ouvertüre zur «Braut von Messina», mit einer herzlichen Widmung.

nicht; darum muß ich Flügel anlegen, daß die Sendung noch morgen mit der Partitur ankommt.

Die Zeichnung von Felix Mendelssohn hab' ich beigelegt, daß Du sie doch ins Album legtest. Ein unschätzbares Andenken!

Leb wohl, Du Liebe,

Dein

Robert

Das Ende

(Am 23. Juli 1856 erhielt Clara aus Eendenich ein Telegramm: wenn sie Robert noch am Leben sehen wolle, möge sie sogleich kommen. Von Brahms und einer Freundin begleitet, reiste sie hin, erfuhr aber bei ihrer Ankunft, daß die unmittelbare Gefahr vorläufig vorüber sei. Das Weitere berichtet Claras Tagebuch.)

Johannes sah ihn, bat mich aber mit dem Arzte, ihn nicht zu sehen, stellte es mir als Pflicht für meine Kinder vor, ich dürfe mich nicht so erschüttern etc. Kurz, ich reiste zurück und hatte ihn nicht gesehen. Aber ich hielt es nicht lange aus, der Schmerz, das Sehnen nach ihm, ach, nur einen Blick noch von ihm zu erhalten, ihn meine Nähe fühlen zu lassen – ich mußte hin und reiste Sonntag, den 27., wieder mit Johannes. Ich sah Ihn, es war abends zwischen 6 und 7 Uhr. Er lächelte mich an und schlang mit großer Anstrengung, denn er konnte seine Glieder nicht mehr regieren, seinen Arm um mich – nie werde ich das vergessen. Um alle Schätze der Welt gäbe ich diese Umarmung nicht wieder hin. Mein Robert, so mußten wir uns wiedersehen, wie mühsam mußte ich mir deine geliebten Züge hervor-

suchen; welch ein Schmerzensanblick! – Vor 2¹/₂ Jahren von mir gerissen, ohne Abschied, was alles auf dem Herzen, und nun still zu seinen Füßen lag ich, wagte kaum zu atmen, und nur dann und wann ein Blick, zwar umnebelt, aber doch so unbeschreiblich mild, wurde mir. – Alles um ihn war mir so heilig, die Luft, in der er, der edle Mann, mit atmete. Er sprach viel immer mit den Geistern, wie es schien, litt auch nicht lange jemand um sich, dann wurde er unruhig, verstehen aber konnte man fast nichts mehr. Nur einmal verstand ich «meine», gewiß wollte er «Clara» sagen, denn er sah mich freundlich dabei an; dann noch einmal «ich kenne» – «Dich» wahrscheinlich.

Montag, den 28., waren wir, Johannes und ich, den ganzen Tag draußen, immer ab und zu bei ihm, oft aber auch nur durch das kleine Fensterchen in der Wand nach ihm blickend. Er litt schrecklich, obgleich der Arzt es nicht meinte. Seine Glieder waren in fortwährendem Zucken, sein Sprechen oft sehr heftig. Ach, ich mußte Gott bitten, ihn zu erlösen, weil ich ihn ja so lieb hatte. – Er nahm schon seit Wochen nichts als etwas Wein und Gelee zu sich – heute gab ich es ihm, und mit der glücklichsten Miene und wahrer Hast nahm er es, den Wein schlürfte er von meinem Finger – ach, er wußte, daß ich es war.

Dienstag, den 29., sollte er befreit werden von seinem Leiden – nachmittags 4 Uhr entschlief er sanft. Seine letzten Stunden waren ruhig, und so

schief er auch ganz unbemerkt ein, niemand war in dem Augenblick bei ihm. Ich sah ihn erst eine halbe Stunde später, Joachim war auf eine Depesche von uns aus Heidelberg gekommen; dies hatte mich länger in der Stadt zurückgehalten als gewöhnlich nach Tisch. – Sein Kopf war schön als Leiche, die Stirne so schön klar, sanft gewölbt. Ich stand an seiner Leiche, des heißgeliebten Mannes, und war ruhig; all mein Empfinden ging auf in Dank zu Gott, daß er endlich befreit, und als ich an seinem Bette niederkniete, da wurde mir so heilig zumute, mir war, als schwebe sein herrlicher Geist über mir – ach, hätte er mich mit sich genommen. Ich sah ihn heute zuletzt – einige Blumen legte ich ihm noch aufs Haupt – meine Liebe hat er mit sich genommen.

Donnerstag, den 31., abends 7 Uhr Begräbnis! Ich war in der kleinen Kapelle auf dem Kirchhof, ich hörte die Trauermusik, jetzt wurde er hinabgelassen in die Erde, doch hatte ich ein klares Gefühl, daß nicht er es war, sondern nur sein Körper – sein Geist war über mir, – wohl nie inniger war mein Gebet als in dieser Stunde. Gott gebe mir Kraft, zu leben ohne ihn.

INHALT

Vorbemerkung	9
I. An der Schwelle des Lebens	15
II. Der Werdende	37
III. Kampf um Clara.	67
IV. Der Meister	91
V. Tragischer Ausgang	123